

Ueber Gegenstände höherer Ordnung und deren Verhältniß zur inneren Wahrnehmung.

Von
A. MEINONG.

Inhalt.

	Seite
1. Einleitendes	183
Erster Abschnitt.	
Von den Gegenständen höherer Ordnung.	
2. Gegenstand und Inhalt	185
3. Die Ordnungsverschiedenheit	189
4. Relation und Complexion	191
5. Das Coincidenzprincip	193
6. Reale und ideale Gegenstände	198
7. Erfahrungsgegenstände und fundirte Gegenstände	200
Zweiter Abschnitt.	
Gegenstände vor dem Forum innerer Wahrnehmung.	
8. Der Haupteinwand	205
9. Zur Charakteristik der inneren Wahrnehmung	211
10. Innere Wahrnehmung beim Urtheil	213
11. Innere Wahrnehmung beim Begehren, Fühlen und Vorstellen	217
12. Innere Wahrnehmung bei Gegenständen, insbesondere solchen höherer Ordnung	219
13. Ein methodologisches Bedenken	221
14. Continuirlich verbundene Inferiora, Theilbares und Getheiltes, unbestimmte Bestandstücke	223
15. Die Einheit des Zusammenwirkens als Ersatz für die Fundirung	230
16. Wahrnehmungsflüchtige Gegenstände	237
Dritter Abschnitt.	
Ueber das Vorstellen und Wahrnehmen des zeitlich Vertheilten.	
17. Fragestellung	243
18. Vorstellungs- und Gegenstandszeit. Die Zeitvertheilung	245

19. Distribuirte Gegenstände gegenüber distribuirten Inhalten . . .	249
20. Polemische Nachträge	256
21. Die Wahrnehmbarkeit des Vergangenen. „Psychische Präsenz- zeit“	258
22. Schlufsbemerkungen: das Hauptergebnis	266

§ 1. Einleitendes.

In dem Aufsätze „Zur Psychologie der Zeitanschauung“¹ wendet sich F. SCHUMANN gegen eine Auffassung gewisser Grundthatsachen des Vorstellens und Erkennens, die mir in der nun nicht mehr eben kurzen Zeit, seit ich an die Untersuchung dieser Thatsachen herangetreten bin und auch Andere zu deren Untersuchung anzuleiten bemüht war, stets als fundamentale Voraussetzung gedient und sich, soweit ich sehen kann, auch stets als solche bewährt hat. Unter solchen Umständen wird es vielleicht nicht ohne Nutzen sein, wenn ich den Haupteinwendungen und insbesondere der Haupteinwendung SCHUMANN's gegenüber ausdrücklich Stellung zu nehmen versuche. Aber nicht etwa um eine „Abwehr“ ist es mir dabei zu thun: die durchaus sachlichen Ausführungen SCHUMANN's zeigen nichts von einer persönlichen Spitze; und daß, falls SCHUMANN Recht hätte, ein gutes Stück meiner Lebensarbeit umsonst gethan wäre, darf weder mich noch Andere im Urtheil bestimmen. Ebenso wenig kann es sich um eine Widerlegung speciell SCHUMANN's handeln, d. h. um den Versuch, die Unhaltbarkeit gerade jener Formulierungen darzuthun, die der genannte Autor bringt: was sollte auch mit dem Hervorkehren zufälliger, daher blos äußerlicher Mängel geleistet sein? Dagegen wird, wer aus der Polemik wirklich lernen will, vor Allem darauf bedacht sein müssen, das theoretische Bedürfnis nachzufühlen, aus dem die Gegnerschaft entsprungen ist: diesem Bedürfnis muß dann Rechnung getragen sein, gleichviel in welcher Form es zum Ausdruck gelangt ist. Daß es dabei nicht ganz und gar ohne argumenta ad hominem abgehen kann, ist freilich vorauszusehen: aber am Ende sind es ja doch jederzeit auch nur argumenta hominis, die man zur Verfügung hat. Was aber im Besonderen den vorliegenden Fall anlangt, so kann meines Ermessens auch nicht der leiseste Zweifel daran aufkommen, daß SCHUMANN nicht wenigen Psychologen und

¹ Diese Zeitschrift 17, 106 ff.

Nicht-Psychologen zu Dank geschrieben hat. Indem er zu Ende gedacht und rückhaltlos ausgesprochen hat, was fertig zu denken so manchem Anderen zu beschwerlich oder auch zu schwierig war, hat er sich um die Klärung einer grundlegend wichtigen Sache ein unbestreitbares Verdienst erworben, mag er nun für das Richtige eingetreten sein oder nicht.

SCHUMANN handelt dem Titel und somit den Intentionen seiner Ausführungen nach in erster Linie von Angelegenheiten der Zeitvorstellung: aber seine Aufstellungen haben ihrem Wesen nach ein viel weiteres Anwendungsgebiet, und um dieses weitere Gebiet ist es mir hier zu thun. Ich habe dasselbe, als es sich mir seiner Eigenart und Zusammengehörigkeit nach zuerst aufdrängte, unter dem altherkömmlichen Namen der „Relationen“ zu umspannen versucht, und Anderen muß es nicht anders gegangen sein, wenigstens ist seit dem Erscheinen meiner Studien „Zur Relationstheorie“ dem Bedürfnis nach einer „allgemeinen Verhältnislehre“ mehr als einmal Ausdruck gegeben worden. Inzwischen aber hatte ich die auf Relationen gerichtete Fragestellung bereits als zu eng erkennen müssen: für einen ihnen augenscheinlich innig zugeordneten, gleichwohl von ihnen charakteristisch verschiedenen Thatachenkreis schien mir in dem vorher noch wenig gebrauchten Terminus „Complexion“ ein nicht unpassender Ausdruck vorzuliegen. Der Gedanke und das Wort aber, unter dem sich Relationen und Complexionen in mehr als bloß äußerlicher Weise zusammenfassen lassen, hat sich, ungeachtet wie so vieles Andere, erst recht spät in der Bezeichnung „Gegenstände höherer Ordnung“ eingestellt. So habe ich auf die principielle Bedeutung des unter diesem Namen eingeführten Begriffes bisher nur ganz vorübergehend hinweisen können¹: mit einem ersten Versuche vollends, den Bereich dieser Gegenstände in zusammenfassender Darstellung zu überblicken, meinte ich bisher der vielen noch unbeseitigten Schwierigkeiten halber zurückhalten zu sollen. Ich denke nicht daran, mich dem nun einmal unvermeidlichen Wagnis eines solchen Unternehmens auf die Dauer zu entziehen: den Zwecken der gegenwärtigen Mittheilung aber wird es dienlich sein, über die Grundpositionen, für welche sie eintreten will, durch eine vorläufige, wenn auch

¹ „Ueber die Bedeutung des WERTHEIM'schen Gesetzes“, *diese Zeitschrift* 11, 94; S. 18 der Sonderausgabe.

noch so skizzenhafte Darlegung derselben zu orientiren. Zu diesem Ende mögen hier, zunächst ganz ohne Rücksicht auf die von SCHUMANN erhobenen Einwendungen einige Bemerkungen über Gegenstände im Allgemeinen und dann über Gegenstände höherer Ordnung im Besonderen ihre Stelle finden.

Erster Abschnitt.

Von den Gegenständen höherer Ordnung.

§ 2. Gegenstand und Inhalt.

Daß es allem Psychischen wesentlich ist, einen Gegenstand zu haben, wird zum Mindesten in betreff jenes Psychischen, das uns hier ausschließlich beschäftigt, wohl rückhaltslos zugestanden werden. Denn niemand zweifelt daran, daß man nicht vorstellen kann, ohne etwas vorzustellen, und auch nicht urtheilen kann, ohne über etwas zu urtheilen. Ebenso bereitwillig wird man wahrscheinlich auch einräumen, daß es kein Vorstellen noch Urtheilen giebt ohne Inhalt: aber diese Bereitwilligkeit wird für nicht eben Wenige auf die Annahme zurückgehen, daß Inhalt und Gegenstand ziemlich das Nämliche sei. Auch ich habe lange gemeint, die beiden Ausdrücke promiscue gebrauchen, also eigentlich des einen derselben entrathen zu können. Heute halte ich dies für unberechtigt und den dadurch bestimmten Sprachgebrauch, wie ihn noch meine „Untersuchungen zur Werththeorie“ aufweisen, für ungenau. Natürlich kann ich nicht daran denken, das ganze ebenso schwierige als wichtige Gegenstandsproblem hier aufzurollen¹: für die nächsten Zwecke wird es aber auch genügen, auf die Thatsache der grundlegenden, höchstens durch willkürliche Nominaldefinitionen zu verwischenden Verschiedenheit zwischen Inhalt und Gegenstand einer gegebenen Vorstellung resp. eines gegebenen Urtheiles hinzuweisen.

Es ist im Grunde eine sehr einfache Erwägung, aus der dies abzunehmen ist. Nichts ist gewöhnlicher, als etwas vorzustellen oder über etwas zu urtheilen, was nicht existirt. Es kann mit dieser Nicht-Existenz ziemlich verschieden bewandt sein: die-

¹ Viel Anregendes und Förderndes hierüber findet man in der Schrift K. TWARDOWSKI's „Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen“ Wien 1894, auf die hier nur im Allgemeinen hingewiesen sei, indes eine Auseinandersetzung mit derselben im Einzelnen zu weit führen würde.

selbe kann auf einen Widerstreit zurückgehen wie beim runden Viereck, sie kann eine bloß thatsächliche sein wie beim goldenen Berg. Es kann sich um etwas handeln, das seiner Natur nach insofern nicht eigentlich existiren kann, als es gar nichts Reales ist: Gleichheit zwischen 3 und 3, Verschiedenheit zwischen Roth und Grün kann schon dem Sprachgebrauche nach zwar bestehen, aber nicht in der Weise existiren wie etwa ein Haus oder ein Baum.¹ Endlich kann etwas zwar real sein, überdies existirt haben oder in Zukunft existiren, nicht aber in der Gegenwart. Gleichwohl wird es gegenwärtig vorgestellt; die Vorstellung existirt also: wer aber wird, außer etwa bereits einer theoretischen Vormeinung zu Liebe, annehmen wollen, daß zwar die Vorstellung existire, ihr Inhalt aber nicht?

Man denkt bei dieser Gegenüberstellung vielleicht an den oft geltend gemachten Gegensatz des sogenannten „immanenten“ Objectes zum „transscendenten“ d. h. des „bloß Vorgestellten“ zur Wirklichkeit: das Princip, daß alles Psychische, zunächst also jede Vorstellung einen Gegenstand haben müsse, betreffe nicht das transscendente, wohl aber das immanente Object, und für letzteres träten die eben berührten Schwierigkeiten außer Kraft. In der That, wenn ich an einen goldenen Berg denke, so kann man ganz natürlich sagen, derselbe existire in meiner Vorstellung. Und wie der vorgestellte goldene Berg, so existirt am Ende auch die vorgestellte Verschiedenheit, die vorgestellte Vergangenheit, ja selbst das vorgestellte runde Viereck. Aber man darf sich hier durch eine vielfach ganz brauchbare, am Ende aber doch nur ungenaue Redeweise nicht irre führen lassen: dasjenige, dem hier unter dem Namen des „vorgestellten goldenen Berges“ Existenz mit Recht zugesprochen wird, ist eben doch nur die Vorstellung dieses Berges. Das „in der Vorstellung Existiren“ ist eben genau genommen gar kein Existiren, wenigstens kein Existiren des Berges: und findet man es praktisch nützlich, die Existenz, wenn auch nur dem Worte nach, doch auf den Berg zu beziehen, so wird es zur Vermeidung vieler Mißverständnisse dienlich sein, festzuhalten, daß diese angebliche Existenz höchstens als eine Pseudo-Existenz bezeichnet zu

¹ Auf die principielle Bedeutung dieses Gegensatzes habe ich zuerst hingewiesen in der Abhandlung „Ueber die Bedeutung des WEBER'schen Gesetzes“ *diese Zeitschrift* 11, 250; S. 79 der Sonderausgabe.

werden verdient.¹ Will man also die Sachlage in den obigen Fällen ohne Ungenauigkeit im Ausdruck charakterisiren, so muß man sagen: den betreffenden Vorstellungen fehlt selbstverständlich ein transscendentes Object; aber auch ein immanentes Object derselben existirt so wenig, daß vielleicht geradezu die Frage aufgeworfen werden könnte, ob bei einem immanenten Objecte als solchem überhaupt je von Existenz im eigentlichen Sinne zu reden ist. Was in Wahrheit existirt, ist im betreffenden Falle eben die Vorstellung (resp. das Urtheil, von Gefühl oder Begehrung auch hier abgesehen) natürlich unter Einschluss ihres Inhaltes. Daß sie einen (immanenten) Gegenstand „haben“ kann, ohne daß dieser existirt, erscheint fürs Erste freilich einigermaßen befremdlich; doch findet man bei näherer Betrachtung gerade hierin die Natur des Gegenstandsgedankens besonders deutlich ausgeprägt auf den gründlicher einzugehen hier zu weit führen möchte.

Nun tritt aber die Nicht-Identität von Gegenstand und Inhalt nicht nur in betreff ihrer Existenz, sondern nicht minder an der Verschiedenheit ihrer Beschaffenheit zu Tage. Oben war von Gegenständen die Rede, denen Realität fehlt: Inhalte sind stets so real wie die Vorstellungen, deren Inhalte sie sind. Auch auf vergangene und künftige Gegenstände gegenwärtiger Vorstellungen wurde hingewiesen: dagegen ist es selbstverständlich, daß keine Vorstellung gegenwärtig sein kann ohne daß ihr Inhalt gegenwärtig wäre. Außer Zweifel ist ferner, daß nicht etwa nur Psychisches, sondern auch Physisches vorgestellt werden kann: dagegen kann der Inhalt eines Psychischen, also zunächst einer Vorstellung, auch seinerseits nur psychisch sein. Im Besonderen kann ich Blaues, Warmes, Schweres vorstellen: die Vorstellung aber ist so wenig als ihr Inhalt blau, warm oder

¹ Eben im Begriffe, das Manuscript der gegenwärtigen Abhandlung abzuschließen, ersehe ich aus einer völlig berechtigten kritischen Bemerkung B. RUSSEL's (*Mind*, Aprilheft, 1899, S. 255), daß ich in meiner Arbeit „Ueber die Bedeutung des WEBER'schen Gesetzes“ (*diese Zeitschr.* 11, 353 f.; S. 115 f. der Sonderausgabe) diesem Umstande nicht ausreichend Rechnung getragen habe. Räumliche Ausdehnung z. B. ist gewiß niemals psychisch: aber die „blos vorgestellte Ausdehnung“ ist eben eigentlich gar keine Ausdehnung, wohl aber eine Vorstellung davon, und alle Vorstellung ist psychisch. Für meine a. a. O. vertretene Position von der „theoretischen Meßbarkeit“ des Psychischen dürfte dies kaum mehr als eine unwesentliche Modification im Gefolge haben.

schwer; Attribute dieser Art scheinen schon auf den ersten Blick auf Inhalte ganz und gar unanwendbar u. s. f.

Was ist nun aber das, was sich unter den obigen, übrigens aber auch noch unter anderen Gesichtspunkten¹ als der vom Gegenstande grund- und wesensverschiedene Inhalt einer Vorstellung oder eines Urtheils darstellt? Sehe ich recht, so ist diese Frage einfachst in folgender Weise zu beantworten: mag ich einen Kirchthurm oder einen Bergesgipfel, ein Gefühl oder ein Begehren, eine Verschiedenheits- oder eine Causalrelation oder was sonst immer vorstellen, jedesmal stelle ich vor. Alle diese psychischen Geschehnisse zeigen also unbeschadet der geradezu unbegrenzten Variabilität des Gegenstandes ein ihnen allen gemeinsames Moment, eben das, vermöge des sie alle Vorstellungen sind, das Vorstellen oder den Vorstellungsact. Andererseits aber können Vorstellungen, sofern sie Vorstellungen verschiedener Gegenstände sind, unter einander nicht völlig gleich sein: wie immer die Relation der Vorstellung zu ihrem Gegenstande aufzufassen sein mag, die Verschiedenheit der Gegenstände muß irgendwie auf Verschiedenheit der betreffenden Vorstellungen zurückgehen. Das nun, worin Vorstellungen verschiedener Gegenstände unbeschadet ihrer Uebereinstimmung im Acte von einander verschieden sind, das ist dasjenige, was auf die Bezeichnung „Inhalt der Vorstellung“ Anspruch hat: dieser existirt, ist also real und gegenwärtig, natürlich auch psychisch, mag der sozusagen mit seiner Hülfe vorgestellte Gegenstand auch nicht-existirend, nicht-real, nicht-gegenwärtig, nicht-psychisch sein.

Wer es versucht, im einzelnen Falle Inhalt und zugehörigen Gegenstand reinlich auseinander zu halten, kann leicht bemerken, wie dabei der Inhalt gleichsam stets zu Gunsten des Gegenstandes in den Hintergrund tritt. Es sei hier mindestens vorübergehend darauf hingewiesen, daß dies neben inneren Gründen jedenfalls auch einen äußeren Grund hat, der im sprachlichen Ausdrücke liegt. Zwar hat der Umstand, daß die Sprache eben

¹ Hier sei nur noch der Thatsache gedacht, daß sehr wohl zu Einem Inhalte mehrere Gegenstände, zu einem Gegenstande mehrere Inhalte gehören können. Ersteres verbürgen die „universellen“ Vorstellungen, letzteres die vielen Fälle, wo derselbe Gegenstand durch verschiedene Vorstellungen, sei es verschiedener Subjecte sei es desselben Subjectes, erfaßt wird oder doch werden kann (vgl. hierzu S. WITASEK „Ueber willkürliche Vorstellungsverbindung“, *diese Zeitschrift* 12, 212 ff.).

„Ausdruck“ ist, unter Anderem auch dies zu bedeuten, daß sie die Vorstellungen des Redenden verräth, und zwar natürlich nicht nur das Vorstellen im Allgemeinen, sondern auch dessen inhaltliche Determinationen. Aber was der Redende „sagen“ will, oder noch genauer, das, worüber er reden will, das ist nicht das, was die Worte ausdrücken, sondern das, was sie bedeuten, und das ist nicht der Inhalt, sondern der Gegenstand der durch das betreffende Wort ausgedrückten Vorstellung.¹ Die Wörter bieten also insofern ein vor aller Theorie bereits verfügbares Mittel, die Gegenstände gleichsam festzuhalten, indes die Sprache den Inhalten gegenüber den analogen Dienst besonders standhaft versagt. Es fehlt ganz und gar an natürlichen Benennungen für die einzelnen Inhalte, so daß zuletzt nichts übrig bleibt, als im Bedürfnisfalle den Umweg über den Gegenstand einzuschlagen, um sich über den zugehörigen Inhalt zu verständigen. In dieser Weise läßt sich dann z. B. vom „Inhalte der Blau-Vorstellung“ reden und etwa behaupten, daß derselbe vom „Inhalte der Roth-Vorstellung“ verschieden sei: aber es ist nicht zu verkennen, wie solche terminologische Schwerfälligkeit das directe Erfassen der inhaltlichen Thatbestände erschweren muß.

§ 3. Die Ordnungsverschiedenheit.

Haben die bisherigen Ausführungen nichts weiter zu leisten gehabt, als einen längst acceptirten Begriff vielleicht in helleres Licht zu setzen, so mag es nun einer etwas eingehenderen Rechtfertigung bedürfen, weshalb und in welchem Sinne ich unter den mancherlei Gegenständen des Vorstellens und Urtheilens eine Art besonderer Classe unter dem Namen der Gegenstände höherer Ordnung herauszuheben für erforderlich halte. Es giebt bekanntlich Gegenstände, denen man eine in ihrer Natur gelegene innere Unselbständigkeit nachsagen kann. Ich meine nicht jene Unselbständigkeit im Auftreten, vermöge welcher etwa Farbe sich nicht ohne Ausdehnung vorstellen läßt. Auch diese Unselbständigkeit mag in der Natur von Farbe und Ausdehnung begründet sein: aber man kann sie immer noch äußerlich nennen gegenüber jener, ich möchte sagen Unfertigkeit, welche z. B. dem

¹ Vgl. auch E. MARTINAK, „Zur Psychologie des Sprachlebens“, *Zeitschrift f. österreichische Gymnasien*, Jahrgang 1898, 1. Heft; S. 10 ff. des Sonderabdruckes.

Gegenstände „Verschiedenheit“ anhaftet, wenn man ihn von dem, was verschieden ist, zu isoliren versucht. Ich kann den Verschiedenheitsgedanken einfach nicht ausdenken ohne Bezugnahme auf Objecte, an die er sich gleichsam heftet, indes es mindestens einen ganz guten Sinn hätte, zu meinen, im Gedanken an Blau oder Gelb liege noch gar nichts von Räumlichkeit, obwohl es unmöglich sei, Farbe zu denken, ohne Ausdehnung mitzudenken. Mag übrigens dieser Versuch, die beiden Arten von Unselbständigkeit durch den Ansatz zu einer Beschreibung auseinanderzuhalten, noch so unbeholfen und unzureichend sein, die unmittelbare Empirie läßt über das einer weiteren Beschreibung vielleicht gar nicht mehr zugängliche Wesen des einen und des anderen Falles keine Unklarheit aufkommen. Die innere Unselbständigkeit nun, die uns im Folgenden allein beschäftigen wird, hätte sich auch so beschreiben lassen, daß man es da mit Gegenständen zu thun hat, die sich gleichsam auf andere Gegenstände als unerläßliche Voraussetzungen aufbauen: diese Betrachtungsweise rechtfertigt es, Gegenstände von innerer Unselbständigkeit denjenigen Gegenständen gegenüber, die im eben angegebenen Sinne ihre Voraussetzungen ausmachen, als Gegenstände höherer Ordnung zu bezeichnen.¹ Es sei, um die noch etwa erforderlichen terminologischen Festsetzungen sogleich auf einmal zu treffen, hinzugefügt, daß die Gegenstände, auf welche ein solcher Gegenstand höherer Ordnung gestellt erscheint, im Bedarfsfalle als dessen Inferiora, ein Gegenstand dagegen, der sich einem anderen Gegenstande gegenüber als auf ihn gebaut erweist, als Superius des letzteren bezeichnet werden soll.

Es ist eine ausnahmslose Gesetzmäßigkeit, daß ein Gegenstand, der in irgend einem Falle ein Inferius gestattet, solcher Inferiora unter allen Umständen bedarf. Dagegen ist die Eigenschaft, ein Superius zu haben, also ein Inferius zu sein, in keiner Weise allgemein charakteristisch. Was jetzt einen Gegenstand höherer Ordnung trägt, kann ein andermal ganz ohne einen solchen auftreten; und sollte diese Möglichkeit für bestimmte Fälle selbst in Abrede zu stellen sein, was aber noch sehr der Untersuchung bedürfte, so blieben immer noch genug

¹ Wort wie Gedanke ist zu naheliegend, um wirklich neu zu sein. Vgl. z. B. FECHNER's Elemente Bd. II, S. 86; besonders aber Vorschule der Aesthetik Bd. I, S. 56.

Fälle übrig, für die sie zu bezweifeln völlig grundlos wäre. Noch weniger kann natürlich dadurch, daß etwas als Inferius auftritt, etwas darüber ausgemacht sein, in wie weit es selbst die Eignung in sich trägt, ein Superius abzugeben. Verschiedenheit kann zwischen Gegenständen, denen die Fähigkeit, als Gegenstand höherer Ordnung aufzutreten, wahrscheinlich oder sicher fehlt, wie etwa Farben, nicht leichter bestehen als zwischen solchen, die selbst wieder Gegenstände höherer Ordnung sind; auch Distanzen können ja z. B. verschieden sein. Aus alledem ergiebt sich, daß man schwerlich einmal Anlaß haben wird, von Gegenständen niederer Ordnung als einer charakteristischen Gegenstandsclassen zu handeln, indes die Wichtigkeit der Classe „Gegenstände höherer Ordnung“ sofort in die Augen springt, wenn man die Menge und Verschiedenartigkeit der Thatsachen in Betracht zieht, die sich nun von selbst diesem Classenbegriffe unterordnen.

§ 4. Relation und Complexion.

Zunächst lenkt hierbei das Beispiel von der Verschiedenheit unsere Aufmerksamkeit den Relationen zu, und es ist ohne Weiteres einleuchtend, daß sämtliche Relations-Vorstellungen Gegenstände höherer Ordnung aufweisen müssen, bei denen die Relationsglieder, das also, zwischen dem die Relation stattfindet, als Inferiora fungiren. Wären nun eben so gewiß alle Gegenstände höherer Ordnung Relations-Gegenstände, als alle Relations-Gegenstände für Gegenstände höherer Ordnung gelten dürfen, so wäre der auf die Ordnungshöhe gegründete Classenbegriff, obwohl nicht bedeutungslos, so doch vielleicht einer besonderen Benennung nicht bedürftig; er leistete eben nichts weiter als die Hervorhebung einer der charakteristischen Eigenschaften der Relationen. Nun hat sich mir aber das Bedürfnis nach einem besonderen Terminus gerade dadurch aufgedrängt, daß das Gebiet der Gegenstände höherer Ordnung neben den Relationen noch eine zweite, eben so umfassende Gegenstandsclassen in sich schließt. Gilt es z. B. den Gegenstand „vier Nüsse“ vorzustellen, so ist das sicher nicht schon dadurch geleistet, daß in meiner Wahrnehmung oder Einbildung an den Orten *a*, *b*, *c*, *d* meines Gesichtsfeldes je eine Nuss erscheint, es ist, wenn ich einen an

anderem Orte¹ erklärten Ausdruck anwenden darf, kein objectives Collectiv aus vorgestellten Nüssen, sondern noch etwas dazu, das Ergebniss einer Zählung oder sonst einer „colligirenden“ Thätigkeit², und zwar ein gegenständliches Ergebniss, das sich auf den Nussvorstellungs-Gegenständen als Gegenstand höherer Ordnung aufbaut. Gleiches gilt augenscheinlich von der Melodie, sofern sie mehr ist als ein objectives Collectiv von Tönen.³ Gleiches aber auch schon vom rothen Quadrat oder grünen Rechteck, dessen Natur nicht nur einfache Farbe sowohl als Gestalt, sondern ein bestimmtes Zusammensein oder Verbundensein dieser Daten ausmacht, — Gleiches noch von vielen anderen Fällen in unbegrenzter Mannigfaltigkeit. Mit einem Worte also: Gegenstände höherer Ordnung sind nicht nur Relationen, sondern auch Complexionen, und bei letzteren sind es die Bestandstücke, welchen in Analogie zu den Gliedern der Relationen die Rolle der Inferiora zufällt. Darf man nun weiter behaupten, dass es ausser Relationen und Complexionen Gegenstände höherer Ordnung nicht giebt, so hat unser neuer Terminus den Werth eines zusammenfassenden Ausdruckes für Gegenstände des Relations- und Complexionsgebietes; ebenso können Glieder und Bestandstücke zusammen als Inferiora bezeichnet werden.

Dass und warum nun aber nach solchen Zusammenfassungen ein dringendes Bedürfniss besteht, erhellt aus einer Gesetzmässigkeit, die ich, freilich noch in keineswegs einwurfsfreier Form, bereits an anderem Orte⁴ ausgesprochen habe und die mir die ganze Complexions- und Relationstheorie als ein Fundamentalgesetz derselben zu beherrschen scheint. Ich benenne sie das Gesetz der inhaltlichen und gegenständlichen Partial-Coincidenz des Complexions- mit dem Relations-Gedanken und habe den Sinn dieses Gesetzes hier vor Allem kurz darzulegen und zugleich seine Gültigkeit zu erweisen.

¹ „Beiträge zur Theorie der psychischen Analyse“ *diese Zeitschrift* 6, 352 f.; S. 13 f. des Sonderabdruckes.

² Vgl. auch HUSSERL, „Philosophie der Arithmetik“, Bd. I.

³ Vgl. EHRENFELS' Abhandlung „Ueber Gestaltqualitäten“, *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie*, Jahrgang 1890, S. 251 ff., — dazu meinen Aufsatz „Zur Psychologie der Complexionen und Relationen“, *Zeitschrift f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorg.* 2, 245 ff., und HÖFLER's Psychologie S. 152 ff.

⁴ *Diese Zeitschr.* 2, 254.

§ 5. Das Coincidenz-Princip.

Es wurde eben schon berührt, daß eine Complexion mehr ist als das objective Collectiv der Bestandstücke. Sollen a und b eine Complexion ausmachen, also Theile eines Ganzen sein, so muß zwischen ihnen irgend eine Verbindung bestehen, die sie zu Theilen eines Ganzen macht, d. h., sie sind Bestandstücke einer Complexion vermöge einer Relation r , in der sie zu einander stehen. Und sollen a und b als Bestandstücke einer Complexion vorgestellt werden, so ist dies gleichfalls in keiner anderen Weise zu erzielen als so, daß sie als Glieder einer Relation r vorgestellt werden.

Gehen wir dagegen umgekehrt von der Voraussetzung aus, daß a und b zu einander in der Relation r stehen, so ist wieder sofort ersichtlich, daß dies nicht bedeuten kann, daß neben den vielleicht absoluten Thatbeständen a und b noch ein relativer Thatbestand r gegeben ist, der mit jenen etwa ein objectives Collectiv ausmache. Vielmehr müssen a und b einem Ganzen angehören vermöge der Relation r , in der sie stehen. Liegt also zwischen a und b eine Relation r vor, so ist damit ipso facto auch eine Complexion zwischen den Relationsgliedern als Bestandstücken gegeben; und wer a und b in der Relation r vorstellen will, kann dies nicht anders, als indem er sie in Complexion vorstellt.

Das Princip: „wo Complexion, da Relation und umgekehrt“ ergibt sich sonach mit voller Selbstverständlichkeit für Wirkliches sowohl als für Gedachtes. Was hier aber vorliegt, ist nicht das Zusammenauftreten zweier naturgesetzlich (etwa vermöge der Identität je eines Complexionsbestandstückes mit je einem Relationsglied) blos mit einander verknüpften, übrigens aber gegen einander von Natur selbständigen Thatbestände. Die Relation ist vielmehr ein Theil der Complexion; was aber diese Complexion neben der Relation in sich befaßt, ja was unter dem Namen der Bestandstücke für sie zunächst constitutiv ist, sind die Relationsglieder, also eben das, dem gegenüber die Relation nicht minder unselbständig ist, als die Complexion der Relation gegenüber. Dieses Verhältniß theilweiser Identität und gegenseitiger Unselbständigkeit bezeichne ich mit dem Ausdrücke „Partialcoincidenz“. Ich leite aus den eben angestellten Erwägungen das Recht ab, diese Coincidenz zwischen dem Com-

plexions- und Relationsgedanken in Anspruch zu nehmen den Inhalten sowohl als den Gegenständen nach, womit zugleich gesagt ist, daß diese Coincidenz, die der vorgestellten Complexion und Relation in keinem Falle mangelt, auch unabhängig vom Vorgestelltwerden genau in dem Maasse verwirklicht ist, als Complexionen und Relationen Unabhängigkeit vom Vorgestelltwerden zugesprochen werden kann.

Was ich an der schon einmal berührten Stelle¹ in dem Satze auszusprechen versuchte: „Die Relation ist die Complexion vom Standpunkte der Glieder besehen“, hätte sonach richtiger etwa so formulirt werden müssen: die Complexion ist die Relation und deren Glieder zusammengenommen. Nur darf auch dies nicht so verstanden werden, als wäre die Complexion nur die Relation und deren Glieder: das wäre ja im Grunde nichts als das eben zuvor abgelehnte objective Collectiv aus a , b und r . Vielmehr steht ja a und b in der Relation r , was nur bedeuten kann, daß auch a resp. b zu r in je einer Relation stehen muß, etwa r' „beziehungsweise r'' “, welche beiden Relationen immerhin auch gleich sein können. Zugleich wird ersichtlich, daß, was eben in Bezug auf a , b und r gesagt wurde, sich nun auch in Bezug auf a , r und r' , oder auch in Bezug auf b , r und r'' wiederholen ließe und daß in dieser Weise neue und immer neue Relationen zum Vorschein kommen müssen ohne Ende. Eine theoretische Schwierigkeit kann meines Erachtens hierin so wenig gefunden werden als etwa darin, daß die Theilung einer Strecke auf eine unendliche Reihe immer kleinerer Theilstrecken führt. Dagegen ist allerdings nicht in Abrede zu stellen, daß das Princip der Partialcoincidenz, sofern es von r gilt, mit eben so viel Recht auch von r' , r'' und allen übrigen unendlich vielen Relationen gelten muß, die in dem anscheinend so einfachen Complexionsgedanken mit implicirt sind. Inzwischen fehlt es nicht an Gesichtspunkten, welche die Anwendungssphäre unseres Principis wenigstens praktisch, d. h. für die Regel, auf r einschränken werden. Vor Allem ist gegenüber der directen Empirie nicht wohl daran zu zweifeln, daß in jeder Complexion dem r eine weitaus charakteristischere Bedeutung zukommt als den im Ganzen wohl ziemlich einförmigen r' , r'' u. s. f. Schon dies möchte ausreichen, die Relation r als Hauptrelation den

¹ Diese Zeitschr. 2, 254.

übrigen Relationen der betreffenden Complexion als deren Nebenrelationen entgegen zu stellen. Dies erscheint aber umsomehr am Platze, wenn man bedenkt, daß die Relation r den übrigen implicirten Relationen gegenüber schon insofern eine höchst markante Ausnahmstellung einnimmt, als nur sie allein auf Gliedern aufgebaut ist, denen die schon oben berührte Identität mit den Bestandstücken der betreffenden Complexion zukommt. Die Relationen, die eine Complexion in sich schließt, so wesentlich sie sein mögen, zählen doch niemals zu deren Bestandstücken: außer der Relation r findet sich aber in der eben gekennzeichneten unendlichen Reihe keine einzige Relation vor, die nicht mindestens Eine jener Relationen unter ihren Gliedern hätte. Dies motivirt wohl ausreichend, bei Behauptung des Coincidenzprincipes normaler Weise zunächst ausschließlich die Hauptrelation der Complexion als die mit dieser coincidirende Relation ins Auge zu fassen, und diese Relation zugleich als dasjenige zu betrachten, was als vor Allem charakteristisches Moment zu gegebenen Gegenständen „hinzukommt“, wenn diese zu einer bestimmten Complexion zusammentreten.

Es braucht übrigens kaum hervorgehoben zu werden, daß, auch wenn das Coincidenzprincip zunächst auf die Hauptrelation beschränkt ausgesprochen wird, die Relationen r' , r'' etc. nicht etwa Ausnahmen von diesem Principe darstellen. Auch sie haben vielmehr ihre coincidirenden Complexionen, diejenigen nämlich, denen gegenüber sie Hauptrelationen sind. In diesem Sinne coincidirt r' mit einer Complexion aus den Bestandstücken a und r , ebenso r'' mit einer Complexion aus den Bestandstücken b und r u. s. f.

Nun bedürfen aber die bisherigen Darlegungen insofern noch einer Ergänzung, als im Obigen nur von Complexionen mit zwei Bestandstücken die Rede war und im Falle von mehr als zwei Bestandstücken die Annahme einer coincidirenden Relation entbehrlich scheinen könnte. Gesetzt nämlich, es handle sich etwa um eine Complexion aus den Bestandstücken a , b und c , so scheint, um diese zu constituiren, ausreichend, daß etwa a zu b in der Relation r_1 , b zu c in der Relation r_2 steht: der einen Complexion ständen dann als coincidirend zwei Relationen gegenüber, was mit dem Gedanken der Partialcoincidenz zwar ganz vereinbar, aber der Meinung, in der sich oben das Princip zunächst aufgedrängt hat, insofern nicht gemäß ist, als bisher

jedesmal der Einen Complexion die Eine Relation gegenübertrat. Freilich läßt sich dieser Parallelismus auch im vorliegenden Falle durch die Annahme wahren, daß die in Rede stehende Complexion nicht unmittelbar aus a , b und c , sondern zunächst aus zwei Complexionen niedriger Ordnung besteht, deren eine a und b , die andere b und c zu Bestandstücken hat, mit deren erster dann die Relation r_1 , mit deren zweiter die Relation r_2 coincidirt, indes der vorgegebenen Complexion selbst eine Relation R zwischen den beiden niedrigeren Complexionen als Gliedern entspricht. Es kommt nun aber nicht eben selten vor, daß das Einschieben von Complexionen zwischen die gegebene Complexion und die gegebenen Bestandstücke angesichts der Erfahrung eine ganz unverkennbare Künstlichkeit ist. Man denke etwa nur an die Eventualität, daß es eine Mehrheit von Objecten, z. B. deren sechs, als bestimmte oder selbst unbestimmte Mehrheit vorzustellen gilt: wer möchte da glauben, daß jedesmal erst zwei Objecte zu einer Complexion vereinigt werden, und dann etwa je zwei von den drei so gewonnenen Paaren wieder zu Complexionen zusammentreten, welche dann erst die unmittelbaren Inferiora zum Complexionsinhalte „Sechs“ abgeben? Gleichwohl erweist sich auch für solche Fälle das Coincidenzprincip in seiner obigen einfachen Gestalt anwendbar, sobald man die sich zunächst freilich wie etwas Selbstverständliches anbietende Annahme, daß keine Relation weniger, ebenso aber auch keine mehr als zwei Glieder haben könne, als Vorurtheil erkannt hat. Im gegenwärtigen Zusammenhange betrifft uns natürlich nicht der auf den ersten Blick immerhin paradoxe, gleichwohl, wie ich glaube, in ganz alltäglichen Gedankenconceptionen realisirte Grenzfall von Relationen (und Complexionen) mit nur Einem Inferius; um so mehr die, so viel mir bekannt, zuerst von K. ZINDLER¹ mit ausreichendem Nachdruck betonte, sehr wichtige Thatsache, daß es Relationen auch zwischen mehr als zwei Gliedern geben kann. Der Umstand, daß man, wo von Relationen die Rede war, bislang fast ausschließlich die Vergleichungsrelationen ins Auge faßte, scheint zur Folge gehabt zu haben, daß man die aller Vergleichung in der That wesentliche Beschränkung auf

¹ „Beiträge zur Theorie der mathematischen Erkenntniß“, *Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften*, phil.-hist. Cl. 118, 21 ff.

je zwei Fundamente für eine allen Relationen als solchen wesentliche Eigenschaft gehalten hat. Hat man einmal jedoch die Haltlosigkeit dieser Vormeinung erkannt, dann bieten die zweifellos so häufig auftretenden Complexionen mit mehr als zwei Bestandstücken dem Coincidenzprincip gleichfalls keine Schwierigkeiten mehr. Um die sechs Dinge als sechs vorzustellen, denke ich sie eben in einer Complexion, die wesentlich, wenn auch kaum ausschliesslich, charakterisirt ist durch die Eine Relation, in welcher die sechs Objecte zu einander gedacht werden.

Ich kann diese kurze Darlegung des Coincidenzprincipes nicht beschliessen, ohne der Bekräftigung zu gedenken, die demselben durch den erfreulichen Umstand zu Theil geworden ist, daß, offenbar völlig unabhängig von meiner höchst unvollkommenen Formulirung des Principes aus dem Jahre 1891, das Wesentliche der Sache inzwischen zur Anerkennung gelangt ist in dem Vorschlage B. ERDMANN's¹, die Relation „als Art des bewußten Beisammen von Vorgestelltem zu beschreiben“. Soll ich, meint ERDMANN, *A* und *B* in Relation zu einander vorstellen, so müssen zunächst Beide dem Bewusstsein gegeben sein. Aber „das Beisammen des Bewusstseins hat nicht nothwendig ein Bewusstsein des Beisammen zur Folge. Dies tritt erst ein, wenn wir, indem wir unsere Aufmerksamkeit von dem einen der beisammen befindlichen Bewusstseinsinhalte zum anderen wenden, jenes eine im Bewusstsein, in der Wahrnehmung oder Erinnerung behalten. Und erst hierdurch knüpft sich die Beziehung“. Das gilt nicht nur, „wenn die bezogenen Gegenstände scheinbar eng neben einander im Bewusstsein wohnen, sondern ebenso, wo sie als ausserhalb des Bewusstseins, etwa fern von einander im Raum vorgestellt werden. Auch Sirius und Erde sind beisammen, sofern sie in ihrer Gravitationsbeziehung gegen einander vorgestellt werden. Die Art und Weise aber dieses Beisammenseins ist die Beziehung“.² Es ist ohne Weiteres ersichtlich, daß das „Beisammen des Bewusstseins“ im Sinne der oben gebrauchten Ausdrucksweise ein objectives Collectiv von Inhalten, das „Bewusstsein des Beisammen“ aber im Wesentlichen die vorgestellte Complexion ist.

¹ Logik Bd. I, Halle 1892, S. 57.

A. a. O. S. 57f.

§ 6. Reale und ideale Gegenstände.

Es dürfte der Klarheit der obigen Darlegungen förderlich sein, auf deren Anwendungsgebiet noch ein paar Streiflichter fallen zu lassen durch Hinweis auf die Gesichtspunkte, unter denen die Mannigfaltigkeit dessen, was auf den Namen des Gegenstandes höherer Ordnung Anspruch hat, sich natürlichst überblicken läßt. Einer dieser Gesichtspunkte ist in der Gegenüberstellung von Relation und Complexion bereits zur Geltung gelangt. Daß derselbe uns zugleich gestattet, das Einfache als Grenzfall der Complexion, die Identität mit sich selbst als Grenzfall der Relation zu betrachten, und so alle Gegenstände als Gegenstände höherer Ordnung aufzufassen, ist oben vorübergehend bereits erwähnt worden.

Einen zweiten Gesichtspunkt bietet der schon oben einmal berührte Gegensatz des Realen und Idealen, wenn man die beiden sprachgebräuchlich freilich bereits recht mehrdeutig gewordenen Termini so versteht, daß man Gegenstände real nennt, die, falls sie nicht wirklich existiren, ihrer Natur nach doch jedenfalls existiren könnten, also z. B. ein Haus, ein Chronograph, ein Buch, natürlich auch Farbe, Ton, Elektrizität u. dgl., im Gegensatze zu Gegenständen, die, auch wenn sie in gewisser Weise affirmirt werden müssen, doch wieder ihrer Natur nach niemals ohne Incorrectheit als existirend bezeichnet werden dürfen. Mangel, Grenze, Vergangenes u. dgl. sind die traditionellen Beispiele für Nicht-Reales, also Ideales; aber es giebt eben so wichtige und charakteristische Beispiele dafür, die man nicht anzuführen pflegt und die für den gegenwärtigen Zusammenhang den besonderen Werth haben, die Anwendung des Gegensatzes von Ideal und Real auf den uns so wichtig gewordenen Gegensatz zwischen Relation und Complexion zu beleuchten. Man denke an die Aehnlichkeit einer Copie mit ihrem Original: beide Bilder existiren; außer und neben ihnen aber auch noch der Aehnlichkeit Existenz zuzuerkennen, das verspürt jeder Unvoreingenommene als Gewaltbarkeit. Dennoch ist an der Aehnlichkeit gegebenen Falles etwas vielleicht mit Recht zu affirmiren; wir setzen ja voraus, daß den beiden Bildern die Aehnlichkeit gar nicht abgestritten werden kann. Die Aehnlichkeit existirt nicht, aber sie besteht; und eben was seiner Natur nach zwar sehr wohl bestehen, aber streng genommen nicht

existiren kann, das ist ja das, was hier als Ideales dem Realen entgegengestellt sein soll. In gleicher Weise ist es klar, daß im obigen Beispiele von den vier Nüssen die Vierheit nicht sozusagen noch als ein besonderes Stück Wirklichkeit neben den Nüssen existiren kann, indes ihr, falls richtig gezählt wurde, unter den gegebenen Umständen der Bestand nicht abzuspochen ist. Die Vierzahl und natürlich nicht minder jede andere Zahl stellt sonach einen Complexionsfall dar, dem ideale Natur so sicher eigen ist wie der Aehnlichkeitsrelation. Daß nun weiter den idealen Complexionen auch reale zur Seite stehen, wird auch ohne Beispiele Jedem selbstverständlich erscheinen: in die Complicirtheit des Wirklichen gewährt ja schon die vorwissenschaftliche Erfahrung überreichen Einblick, wenn auch gar Manches von dem, was sich zunächst als greifbarste Wirklichkeit darstellt, genauerer Betrachtung sich als ideale Zuthat enthüllt. Mit realen Complexionen aber sind dem Coincidenzprincip gemäß auch reale Relationen gesichert. Wer gleichwohl für sie noch nach Beispielen verlangt, findet deren im physischen wie im psychischen Erfahrungskreise. Farbe, tactile Qualitäten, Temperaturen treten stets mehr oder minder deutlich localisirt auf, und diese Verbindung mit Ortsbestimmungen ist augenscheinlich mehr als das bloße Zusammentreffen im Sinne der Gleichzeitigkeit. Ebensowenig ist, was STUMPF Tonverschmelzung genannt hat, ein bloßes Zugleichsein von Tönen. Die Relationen aber, die hier wie dort Sache directer Beobachtung sind, bieten nicht den geringsten Anlaß, ihnen die Natur des Realen abzuspochen. Aus dem Gebiete des psychischen Lebens sei etwa auf das Verhältniß des Fühlens oder Begehrens zu jenen Vorstellungen hingewiesen, die das Gefühl resp. die Begehrung gleichsam mit dem unerläßlichen Gegenstände versorgen. Auch was sonst in irgend einer Weise in die „Einheit des Bewußtseins“ eingeht, befindet sich zu dem, was außer ihm dieser Einheit angehört, in einem bestimmten Verhältniß. Weiter unten¹ wird von einer Gesetzmäßigkeit die Rede sein, welche gewisse Typen idealer mit gewissen Typen realer Relationen verbindet.

Zusammenfassend also: Der Gegensatz von Real und Ideal hat sowohl innerhalb der Relationen als inner-

¹ Vgl. das Ende des nächsten Paragraphen.

halb der Complexionen seine Anwendung: es giebt Real- neben Idealrelationen, wie es Real- neben Idealcomplexionen giebt.¹ Für das Gebiet der Relationen tritt der in Rede stehende Gegensatz sogar, wenn mein Sprachgefühl mich nicht täuscht, in zwei ziemlich volksthümlichen Ausdrücken zu Tage: Idealrelationen namentlich fügen sich zumeist zwanglos unter die Bezeichnung „Beziehung“, indes bei Realrelationen die Bezeichnung „Verhältniß“ sich vielfach angemessen erweist. Ohne auf diese im gegenwärtigen Zusammenhange nebensächliche Angelegenheit näher einzugehen, begnüge ich mich damit, darauf hinzuweisen, daß meiner Meinung nach es rathsam ist, hier den im Sprachgebrauch gelegenen Ansatz zur terminologischen Auseinanderhaltung durch Convention gleichsam zu vervollständigen, also von Verhältnissen und Beziehungen stets im Sinne von Real- und Idealrelationen zu reden. Die dem Coincidenzprincip gemäß ihnen zugeordneten Complexionen könnten dann etwa bezüglich als Verhalts- und Bezugscomplexionen bezeichnet werden.

§ 7. Erfahrungsgegenstände und fundirte Gegenstände.

Der Gegensatz des Realen und Idealen hätte auch in einer anderen Weise charakterisirt werden können, der nun noch ausdrücklich zu gedenken ist. Daß alles Reale, falls es existirt, unter ausreichend günstigen Umständen und vor Allem bei ausreichender Leistungsfähigkeit des erkennenden Subjectes müßte wahrgenommen werden können, ist etwas ganz Selbstverständliches. Bezeichnet man daher das Reale als etwas, das seiner Natur nach das Wahrgenommenwerden gestattet, kurz als das seiner Natur nach Wahrnehmbare, so kann das so lange als eine recht nichtssagende Bestimmung erscheinen, bis man darauf aufmerksam wird, daß es eine ganze Classe von Gegenständen giebt, denen diese Wahrnehmbarkeit wieder ihrer Natur nach verschlossen ist, nämlich eben die idealen Gegenstände. An sich liegt freilich zunächst auch hierin wenig Bemerkenswerthes: es ist ja wieder selbstverständlich, daß was gar nicht existiren

¹ Innerhalb der Relationen hat sich mir dieser Gegensatz schon bei den Untersuchungen „Zur Relationstheorie“ aufgedrängt, vgl. S. 145 ff., doch dürfte an diesen wie an anderen Ausführungen dieser Schrift gar Manches einer Revision bedürfen.

kann, sozusagen noch weniger ein Object für die Wahrnehmung abgeben wird. Man gelangt nun aber auch zu einiger positiven Einsicht in die hier sich darbietende Sachlage, wenn man nun dem Analogon zur Wahrnehmung, das den Bestanderkenntnissen doch nicht wohl fehlen kann, nachfrägt.

Alles Urtheilen ist ein Thun; Vorstellen als solches ist es nicht¹, aber es kann Thun erforderlich sein, um zur Vorstellung dieses oder jenes Gegenstandes zu gelangen. Auch das Wahrnehmen ist also ein Thun: aber von den Vorstellungen, auf denen es basirt, z. B. den Empfindungen, hat man jederzeit gemeint, daß sie dem wahrnehmenden Subjecte in besonders aufdringlicher Weise sozusagen in den Schoofs fallen, im Wesentlichen ohne sein Dazuthun, vielmehr selbst der Ausgangspunkt aller intellectuellen Thätigkeit. Ganz anders steht es in betreff der Urtheile, auf die unsere Erkenntniß vom Bestande eines idealen Gegenstandes in letzter Instanz zurückgeht. Nicht blos im Urtheilen liegt hier ein Thun: auch das Vorstellungsmaterial, mit dem das Urtheilen hier gleichsam zu operiren hat, will erarbeitet sein. Es ist eine recht triviale Sache, daß, wer etwa über Gleichheit oder Ungleichheit zweier Dinge ins Klare kommen will, sie mit einander vergleichen muß²; und „der Verstand der Verständigen“ wird sich vergeblich abmühen, wegzuinterpretiren, was der Unvoreingenommene hier so deutlich sieht. Vielmehr bedarf es einer diesen Erfahrungen möglichst getreu folgenden Formulirung solcher Thatsächlichkeiten, für die der Fall des Vergleichens paradigmatisch ist.

Es gelte etwa, zwei Farben *A* und *B*, vielleicht eine rothe und eine grüne, mit einander zu vergleichen. Was dabei vorgeht ist ohne Zweifel durch bloße Beschreibung, also ohne Erfahrung, d. i. innere Wahrnehmung nicht klar zu machen: einiges Wesentliche aber läßt sich denn doch sagen. Vor Allem ist an dem, was vorgeht, jedenfalls sowohl die *A*-Vorstellung als die *B*-Vorstellung betheiligt, was kaum anders als so zu deuten ist, daß die beiden Vorstellungen zu einander in eine bestimmte

¹ Vgl. HÖFLER Psychologie S. 16.

² Ueber die nun auch wieder von SCHUMANN (*diese Zeitschr.* 17, 115) acceptirte Meinung, Aehnlichkeit oder Verschiedenheit vorgestellter Gegenstände dränge sich uns ohne unser Zuthun auf, vgl. meine Ausführungen in *dieser Zeitschrift* 2, 260 ff., insbesondere aber HÖFLER „Ueber psychische Arbeit“ *diese Zeitschr.* 8, 98 ff.; S. 55 ff. der Sonderausgabe.

Realrelation treten. Die auf die Herstellung dieser Relation gerichtete Operation führt dann unter ausreichend günstigen Umständen das Auftreten einer neuen Vorstellung, hier der der Verschiedenheit mit sich, natürlich nicht der Verschiedenheit schlechthin, sondern speciell der Verschiedenheit zwischen *A* und *B*. Diese Verschiedenheit wird überdies in der (vielleicht ausnahmslosen) Regel nicht nur vorgestellt, sondern zugleich erkannt mittels eines Urtheils, in dessen Evidenz ein typischer, zunächst vom innerlich Wahrnehmen ganz charakteristisch verschiedener Erkenntnißfall zur Geltung kommt. Vor Allem fällt daran der Umstand in die Augen, daß zwischen den Inferioren *A* und *B* und dem Superius „Verschiedenheit“ noch eine Relation besteht, die in der zwischen Inferius und Superius keineswegs ein für alle Mal einbegriffen ist. Man denke zum Vergleiche etwa an die Realrelation zwischen der Farbe und dem (subjectiven) Orte, an dem wir sie vorstellen. Auch diese Relation ist, wie jedes Superius, auf die Inferiora aufgebaut, aber sicher nicht so, als ob die hier als Inferiora fungirenden Gegenstände nicht auch in ganz anderer Relation zu einander stehen könnten: die Farbe, die ich jetzt an diesem Orte denke, kann ich auch an einem anderen Orte, ebenso am nämlichen Orte eine andere Farbe denken. Nicht so bei der Verschiedenheit: sind *A* und *B* einmal verschieden, dann sind sie es jederzeit, denn sie müssen es sein, dieses Wort im Sinne der „logischen Nothwendigkeit“ verstanden, die hier durch die Beschaffenheit der *A* und *B* einerseits, das Wesen der Verschiedenheit andererseits begründet ist. Man hat demgemäß ein Recht, *A* und *B* nicht nur als Glieder, sondern auch noch insbesondere als Fundamente der Verschiedenheitsrelation¹ zu bezeichnen.

Was hier vom Specialfalle der Vergleichung dargelegt wurde, gilt, so weit ich sehe, von sämtlichen Idealrelationen und -complexionen im Hinblick auf jene Erkenntnißweise derselben, die ihrer Unmittelbarkeit nach an die Seite des Wahrnehmens von Realrelationen gestellt werden kann. Ueberall treten vermöge Operationen, die immerhin bald mehr, bald minder auffällig²,

¹ Conform „Zur Relationstheorie“, S. 44 ff.

² Vgl. WITASEK, „Beiträge zur Psychologie der Complexionen“, *diese Zeitschr.* 14, 415 ff.

in Grenzfällen vielleicht selbst entbehrlich sein können¹, Vorstellungen in Realrelationen, und je nach Beschaffenheit dieser letzteren kommt es unter günstigen Umständen zu Vorstellungen von Superioren jener Gegenstände, die mit ihren Inferioren durch logische Nothwendigkeit verbunden sind. Im Hinblick auf diesen Sachverhalt nenne ich den eben skizzirten Vorgang Fundirung, genauer Fundirung der betreffenden Superiora durch ihre Inferiora: die Erfahrung zeigt, so weit ich sehen kann, keinen anderen Weg, auf dem Vorstellungen dieser Superiora noch anders mit gleicher Ursprünglichkeit, ohne Reproduction nämlich, zu Stande kommen könnten. Fundirung leistet insofern für Vorstellungen idealer Gegenstände dasselbe wie Wahrnehmung für Vorstellungen realer Gegenstände; und das alte erkenntniß-theoretisch-psychologische Princip von Intellectus und Sensus² leidet an dem fundamentalen Mangel, mit der Fundirung sozusagen die eine Hälfte der Thatsachen zu vernachlässigen.³ Der Gegensatz zwischen diesen beiden Thatsachenkreisen verdient, wenn irgend einer, auch terminologisch in möglichst charakteristischer Weise fixirt zu werden: dies geschieht einfachst, indem man den Erfahrungsgegenständen die Fundirungsgegenstände oder fundirten Gegenstände zur Seite stellt. Letztere decken sich im Sinne eines von mir bereits im zweiten Bande *dieser Zeitschrift* gemachten Vorschlages⁴ mit dem, was EHRENFELS unter der von der Analogie zum Specialfalle der Gestalt genommenen, aber eben darum nur wenig bezeichnenden Benennung „Gestaltqualitäten“ zum ersten Male eingehenderer und wirklich beweiskräftiger Untersuchung unterzogen hat.⁵

Sind sämtliche idealen Complexionen und Relationen als fundirte Gegenstände erkannt, so bedarf es nun in betreff der

¹ Vgl. WITASEK, „Beiträge zur speciellen Dispositions-Psychologie“, *Archiv f. system. Philosophie* 3, 287 ff.

² Vgl. meinen Aufsatz über „Phantasie-Vorstellung und Phantasie“, *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 95, 166 ff.

³ Vgl. WITASEK, „Beiträge zur speciellen Dispositions-Psychologie“, *Archiv f. systemat. Philos.* 3, 277 ff., auch HÖFLER, *Psychologie*, S. 198 ff. und WITASEK, „Ueber die Natur der geometrisch-optischen Täuschungen“, *diese Zeitschr.* 19, 138 f. (S. 59 f. der Sonderausgabe).

⁴ S. 251 ff., — nur ist dort noch von „fundirtem Inhalt“ statt von „fundirtem Gegenstand“ die Rede.

⁵ *Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philosophie*, Jahrgang 1890, S. 249 ff.

Weite des Anwendungsgebietes der eben von diesen Gegenständen entworfenen Charakteristik keiner Darlegung mehr. Das Meiste zumal dessen, was sich bereits dem außerpsychologischen Denken als „Relation“ aufdrängt, ist idealer Natur und daher fundirt. Näherer Betrachtung tritt die Mannigfaltigkeit des Hierhergehörigen¹ zu einer Anzahl Gruppen zusammen, die einerseits durch die qualitative Verwandtschaft der gegenständlichen Fundirungsergebnisse, außerdem aber auch durch die Uebereinstimmung in betreff der den Fundirungsvorgang einleitenden Operationen zusammengehalten werden. Die Abhängigkeit des Endergebnisses von der Beschaffenheit dieser Operationen erhellt am deutlichsten aus der Thatsache, daß trotz der, wie berührt, allen Fundirungen wesentlichen Nothwendigkeitsbeziehung zwischen Inferioren und Superius dieselben Gegenstände je nach der Natur der sich einstellenden Operation ganz verschiedene Superiora fundiren können. Ich kann denselben vorliegenden Objecten gegenüber das eine Mal finden, daß sie verschieden, ein anderes Mal, daß ihrer zwei sind: dort habe ich eben verglichen, hier zusammengefaßt; im Uebrigen aber ist der gegebenen Sachlage, d. h. der Beschaffenheit der Inferiora gegenüber die Verschiedenheit nicht mehr und nicht weniger nothwendig als die Zweiheit. Sind die vorgegebenen Gegenstände Töne, so können sie nun aber auch noch als musikalisches Motiv, also sozusagen als einfachste Melodie „aufgefaßt“ werden, und auch diesmal fehlt die Nothwendigkeit nicht, der gemäß diese Töne gerade diese Melodie ausmachen und keine andere. Weniger durchsichtig dürfte es für den ersten Blick sein, daß auch noch sozusagen höhere intellectuelle Operationen, vor Allem das Urtheil selbst, Fundirungsvorgänge einleiten können, aus denen dann auch Gedanken von gewissermaßen höherer logischer Dignität, wie der der Möglichkeit, der Nothwendigkeit einschließlic Disposition, Causalität und sonstiger Derivate resultiren. Aber Näheres hierüber darf billig einer eingehenderen Darlegung überlassen bleiben, in der ich die Ergebnisse meiner bisherigen Untersuchungen hierüber zusammenzustellen versuchen werde.

¹ Vgl. WITASEK, „Beiträge zur Psychologie der Complexionen“, *diese Zeitschrift* 14, 409f.

Zweiter Abschnitt.

Gegenstände vor dem Forum innerer Wahrnehmung.

§ 8. Der Haupteinwand.

So skizzenhaft die vorstehenden Ausführungen sind, so darf ich doch hoffen, daß sie über die Natur dessen, was ich durch die gegenwärtigen Ausführungen wie durch frühere Arbeiten vertreten möchte, wenigstens den Grundgedanken nach keinen Zweifel aufkommen lassen. Zugleich bin ich nun auch in der Lage, das, was mir den eingangs erwähnten Ausführungen SCHUMANN's als eigentlicher Haupteinwand zu Grunde zu liegen scheint, in eine ebenso einfache als allgemeine Form zu bringen. Ob dann, was sich mir so ergibt, SCHUMANN noch als seinen Einwand wird gelten lassen können, ist dabei von nebensächlichem Belange: es gilt ja hier, wie schon berührt, nicht, persönliche Divergenzen zum Austrage zu bringen, sondern die Erkenntniß der Sache zu fördern.

Sehe ich also recht, so kehrt sich der Einwand seiner ganzen Natur nach gegen die Gegenstände höherer Ordnung in ihrer Gesammtheit, indem er einfach geltend macht, daß uns die innere Wahrnehmung das Vorhandensein solcher Vorstellungsgegenstände resp. der Vorstellungen von solchen Gegenständen in keiner Weise bezeugt. Der Einwand ist, falls er zutrifft, kein schlechthin vernichtender: man wird keiner Theorie das Recht nehmen dürfen, den Bereich des Wahrgenommenen, ja des Wahrnehmbaren durch angemessene Hypothesen zu überschreiten. Haben wir aber in der ganzen Mannigfaltigkeit des eben als Thatsächlichkeiten Dargelegten nichts als ein Convolut von Hypothesen ohne directer empirischer Beglaubigung vor uns, dann mag allerdings die Complicirtheit eines solchen Hypothesengebäudes schon vorgängig begründeten Anstofs erregen. Näherer Untersuchung aber müßte es dann auch noch sehr zweifelhaft sein, ob dem unserem Einwande nicht ausgesetzten, d. h. also der inneren Wahrnehmung wirklich vorliegenden Thatsachenmaterial nicht auch noch durch andere Hypothesen eben so gut, wenn nicht gar noch besser, Rechnung zu tragen wäre.

Eben so wichtig ist nun aber weiter der Umstand, daß unser Einwand keineswegs so beschaffen ist, daß seine Unstatthaftigkeit sozusagen sofort mit Händen zu greifen wäre. Ganz im

Gegentheil: handelt es sich etwa um die Verschiedenheit eines rothen Papierstreifens von einem blauen, so wird, wer unter Anrufung innerer Wahrnehmung über seinen Vorstellungszustand Aufschluss geben soll, zwar mit großer Bestimmtheit das Vorhandensein der Rothvorstellung und der Blauvorstellung bezeugen, sich dagegen leicht genug für unfähig erklären, neben Roth und Blau noch sozusagen ein Drittes in seiner Vorstellung ausfindig zu machen. Wo möglich noch bestimmter mag, wer eine Melodie vorstellt, zur Ueberzeugung gelangen, daß auch bei sorgfältigster Nachprüfung Anderes als Tonvorstellungen sich seiner inneren Wahrnehmung nicht darbietet. Mit Einem Worte: der Einwand präsentirt sich wie die Reaction gesunden Menschenverstandes auf ein Hirngespinnst, vor dem nicht nachdrücklich genug gewarnt werden könnte; und zumal wer daran mitgesponnen hat, wird darauf bedacht sein müssen, die Warnung nicht ungeprüft an sich vorübergehen zu lassen.¹

Zu einer solchen Prüfung hoffe ich in der Weise zu gelangen, daß ich unseren Einwand wo möglich im weitesten Umfange des ihm von Natur zukommenden Geltungsbereiches erwägen möchte. Es ist dies im Grunde nur die Fortsetzung des soeben eingeschlagenen Weges. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die These von der innerlichen Unwahrnehmbarkeit der Vorstellungen und Gegenstände höherer Ordnung vielleicht schon weiter geht, als den nächsten Intentionen SCHUMANN's gemäß ist. Jetzt gilt es, die These womöglich noch weiter zu formuliren, oder vielmehr festzustellen, ob der gegen die Gegenstände höherer Ordnung gerichtete Einwand sich nicht mit ebensoviel Scheinbarkeit auch noch auf Anderes anwenden liesse, was sonst meist unbedenklich dem Erkenntnißgebiete der inneren Wahrnehmung zugeschrieben wird.

Es handelt sich also um eine Art Abgrenzung des Erkenntnißgebietes der inneren Wahrnehmung. Die Fragestellung, die zu derselben führen möchte, entnehmen wir natürlichst dem ersten Abschnitte der gegenwärtigen Ausführungen. Es wurden darin psychische Acte, deren Inhalte und deren Gegenstände als Thatsächlichkeiten in Anspruch genommen: wir haben nun

¹ Daß es streng genommen für mich bereits die zweite Prüfung ist, sofern ich den Umständen, aus denen SCHUMANN's Bedenken hervorgegangen sein werden, Rechnung zu tragen bemüht war, lange ehe diese Bedenken erhoben wurden, vgl. *diese Zeitschr.* 2, 251.

darüber klar zu werden, inwieweit unser Einwand innerhalb dieser drei wirklichen oder vermeintlichen Thatsächlichkeitsklassen sich anbringen läßt.

Ich beginne mit der Classe der Gegenstände, um eine Schwierigkeit nicht unerwähnt zu lassen, der im Allgemeinen ziemlich große, für unsere besonderen Zwecke dagegen kaum erhebliche Wichtigkeit zukommen dürfte. Es empfiehlt sich, dabei einen Fall ins Auge zu fassen, wo das Vorgestellte oder Erkannte, also eben der Gegenstand, etwas Physisches ist, z. B. ein Kirchthurm, ein Bergesgipfel od. dgl. Hier drängt sich zunächst die Frage auf, wie innere Wahrnehmung mit solchen äußeren Objecten überhaupt zu thun haben könnte; und man findet sich dadurch sogleich wieder auf den schon berührten Gegensatz zwischen transcendentem und immanentem Object geführt. Nicht der wirkliche Kirchthum ist es ja, über dessen Dasein uns die innere Wahrnehmung Auskunft giebt, sondern bloß der „vorgestellte Kirchthurm“. Nun wissen wir aber ferner vom letzteren, daß ihm als solchem bloß eine Pseudo-Existenz zukommt: wie soll also etwas innerlich wahrgenommen werden, was im Grunde gar nicht existirt? Natürlich liegt nichts näher als anzunehmen, das, was der inneren Wahrnehmung gegeben sei, wäre nicht der Gegenstand, sondern eben jener Inhalt, mit dessen Hülfe der betreffende Gegenstand vorgestellt wird. Um so auffallender ist die Thatsache, daß gegebenen Falles zwar jedermann aufs Bestimmteste wissen wird, daß er jetzt den Kirchthurm sehe, jetzt an diese oder jene charakteristische Bergformation denke, indes es ihm bei weitem nicht ebenso leicht gelingen will, sich jenes von Kirchthurm resp. Berg so grundverschiedenen Inhaltes zu besinnen. Daß sonach der (immanente) Gegenstand nur Pseudo-Existenz hat, die innere Wahrnehmung aber doch davon Kunde zu geben vermag, darin liegt ohne Frage ein Grundproblem der Erkenntnistheorie und zwar keines der leichtesten. Wir dürfen hier jedoch an demselben vorübergehen, da ja niemand bezweifeln wird, daß der inneren Wahrnehmung unter ausreichend günstigen Umständen die Fähigkeit zukommt, uns in irgend einer Weise darüber zu belehren, was wir vorstellen, worüber wir urtheilen u. s. f. Sicher wird dies besonders bereitwillig eingeräumt werden, wenn man dabei zunächst nur die physischen Gegenstände ins Auge faßt: von

den psychischen Gegenständen sowie denen, die weder physisch noch psychisch sind, wird sogleich unten zu reden sein.

Es wird für unsere gegenwärtigen Zwecke entbehrlich sein, bei der eben flüchtig erwähnten Classe der Inhalte und den an sie sich knüpfenden Wahrnehmungsschwierigkeiten besonders zu verweilen. Wir wären damit bei der dritten Classe wirklicher oder vermeintlicher Thatsächlichkeiten angelangt, welche oben als die des außergegenständlich und außereinhaltlich Psychischen, kurz als die der psychischen Acte in Anspruch genommen wurde. Die Frage stellt sich hier einfachst in folgender Gestalt dar: bezeugt die innere Wahrnehmung eben so gewiß das Sehen wie die Farbe, das Hören wie den Ton, das Denken wie den Gedanken (falls man es für angemessen findet, den Gegenstand des Denkens so zu nennen), bezeugt sie das Urtheil eben so sicher wie das, worüber ich urtheile, das Begehren, insbesondere etwa Wollen ebenso sicher wie das, was ich will, das Gefühl von Lust oder Schmerz ebenso wie das, worüber ich mich freue, woran sich mein Schmerz knüpft?

Lassen wir die Gefühle vorerst bei Seite, so wird man sich kaum besinnen, den übrigen Einzelfragen ein Nein gegenüber zu stellen. Das Beispiel vom Sehen kann dabei leicht paradigmatisch verwendet werden. Ich blicke zum Fenster hinaus und suche mir mit Hülfe der inneren Wahrnehmung von dem Rechenschaft zu geben, was vorgeht. Ich finde zwei Kirchtürme, Häuser, Bäume, aufgeschichtetes Brennholz und vieles Andere, aber lauter „Gegenstände“, und so paradox es klingen mag, je sorgfältiger ich suche, desto weniger scheint sich Anderes als eben „Gesehenes“ einstellen zu wollen, dem am Ende doch auch an die Seite gestellt werden muß, was dabei in betreff des gleichbleibenden oder veränderlichen Zustandes der beteiligten Organe zur Geltung kommt, nur daß Daten der letzteren Art unter das „Gesehene“ nicht einbegriffen werden, daher wohl einmal auch irrig für das „Sehen“ genommen werden können. Aehnliches mag sich demjenigen ergeben, der in einem der anderen Fälle die Daten der inneren Wahrnehmung mit möglichst großer Aufmerksamkeit absucht, und nur manche Fälle von Gefühlen, lebhaftere Schmerzen zumal, scheinen einen anderen Sachverhalt darzubieten, indem hier das Vorhandensein der betreffenden Gefühle sich vielleicht nur zu nachdrücklich bemerklich macht. An mehr oder minder verfehlten Versuchen, auch solche

Thatsachen nach der Analogie der Empfindungen zu behandeln, hat es bekanntlich bis in die neueste Zeit herein nicht gefehlt. Wer sich durch sie nicht irre machen läßt, wird also immerhin einräumen, daß die innere Wahrnehmung neben den bereits ihr zugesprochenen Gegenständen auch noch Gefühle zu unserer Kenntniß bringe; mehr als dieses aber scheint die innere Wahrnehmung nicht leisten zu können.

Wir blicken von hier aus nun auch noch einmal auf die Gegenstände zurück. Es sind speciell physische Gegenstände gewesen, für die wir die innere Wahrnehmung sicher competent gefunden haben; wie steht es mit den psychischen Gegenständen? Als solche könnten, wenn wir wieder von den Inhalten absehen, doch wohl nur Acte resp. Complexionen aus solchen in Frage kommen. Aber wenn die innere Wahrnehmung sich nicht im Stande zeigt, die wirklichen Acte zu erfassen, wird man ihr bezüglich bloß vorgestellter Acte mehr zutrauen dürfen? Vielleicht könnte dem Gefühle überhaupt oder doch manchen Gefühlen auch hierin eine Ausnahmestellung zukommen: in betreff anderer psychischer Gegenstände aber dürfte der inneren Wahrnehmung, obwohl sie gerade dem Psychischen zunächst zugeordnet scheint, keineswegs das zugemuthet werden können, was sie in Bezug auf physische Gegenstände vermag. Es bleibt an Gegenständen nun nur noch das zu erwähnen, was weder physisch noch psychisch ist, das fällt aber durchaus in das Gebiet dessen, was oben Gegenstände höherer Ordnung genannt wurde, das also, dessen Wahrnehmbarkeit bereits durch unseren Einwand in seiner nahezu ursprünglichen, ich meine der von SCHUMANN vertretenen Gestalt bestritten wird.

Wollen wir also das die Gegenstände höherer Ordnung zunächst bedrohende Argument in dem ganzen ihm seiner Natur nach zukommenden Geltungsgebiete erfassen, so müssen wir es in den Satz formuliren: der inneren Wahrnehmung ist überhaupt nichts Anderes zugänglich als physische Gegenstände und Gefühle. Daß auch diese Formulirung der Tendenz gegenüber, Gefühle und Empfindungen zu confundiren, noch nicht weit genug wäre, versteht sich; man fände sich so zu der weitesten und jedenfalls einfachsten These geführt: innerlich wahrnehmbar sind nur physische Gegenstände.

Vielleicht wird man meinen, daß diese Thesen auf dem Wege allzu summarischer Betrachtung gewonnen seien. Man

vergesse indes nicht, daß es sich hier nicht um mehr oder minder indirecte Erwägungen in betreff allfälliger Voraussetzungen oder Folgen gehandelt hat, sondern um ein möglichst directes Befragen der Empirie selbst in Bezug auf ihre Grenzen, das jeder an der Antwort Interessirte zuletzt auf eigene Hand durchzuführen hat. Daß aber die in den obigen Thesen verzeichnete Antwort sich nicht etwa auf eine ungehörig kurze, daher von Zufälligkeiten abhängige Umfrage gründet, dafür bürgt die Geschichte der Philosophie von den primitivsten Gestalten des Materialismus angefangen — dafür bürgt die Vormeinung der theoretisch Naiven aller Zeiten, in der der Materialismus stets seinen ausgiebigsten Rückhalt gefunden hat; — dafür bürgt endlich das Verhalten der meisten von den sonst wissenschaftlich ausreichend, eventuell selbst autoritativ Urtheilfähigen, jener wunderliche horror psychologiae, dem man auch heute noch täglich begegnen kann, und zwar nicht nur außerhalb sondern ab und zu selbst innerhalb der fachmässigen Vertretung dieser Wissenschaft. Was man in den Zeiten der „Aufklärung“ laut verkündet, was sich in Zeiten der Reaction gegen jene Aufklärung die „Wissenden“ in die Ohren flüstern, es läuft am Ende immer darauf hinaus, daß es in der Welt „eigentlich“ doch nichts Anderes giebt als Physisches, und daß, was man über eine ganze Welt nicht physischer, sondern psychischer Geschehnisse erfahren und davon erlebt haben will, doch nichts als Hirngespinnst ist. Darin ist freilich in gewissem Sinne noch weiter gegangen als in der weiter gehenden der beiden obigen Thesen: aber umsomehr behalten diese ihre Bedeutung als Ausdruck der Ueberzeugung der Vielen, die im Bereiche dessen, was die Wahrnehmung ihnen bietet, das Psychische ehrlich gesucht und eben durchaus — nicht gefunden haben.

Natürlich will dies nicht so verstanden sein, als ob jedermann, der die Gegenstände und Vorstellungen höherer Ordnung bestreitet, darum bereits Materialist wäre oder doch consequenter Weise sein müßte. Dagegen möchte ich allerdings für die minder weitgehende der beiden obigen Thesen den Anspruch erheben, daß sie so gut gestützt sei als die Negation der Gegenstände und Vorstellungen höherer Ordnung im Hinblick auf die innere Wahrnehmung. Und vielleicht brauche ich auch nicht zu besorgen, daß die Nächstbetheiligten hiegegen besonders nachdrücklich Einsprache erheben möchten: mindestens scheint das

Material an eigenartigen Thatsachen, auf das z. B. SCHUMANN die ganze Psychologie aufzubauen sich bemüht zeigt, mit jener These im besten Einklange. Die Annahme der Existenz von Vorstellungen, die heute doch nicht leicht ein Psychologe für entbehrlich hält, steht freilich ausserhalb der These: aber der Pseudo-Existenz der (physischen) Gegenstände eine wirkliche (psychische) Existenz, eben die der Vorstellungen, zu Grunde zu legen, das wird am Ende auch ohne Zeugniß der inneren Wahrnehmung kein allzugroßes, jedenfalls kein entbehrliches Wagniß sein. Im Uebrigen aber tritt die These in ihr Recht: denn Vorstellungen von Physischem, unter denen die Wortvorstellungen jederzeit besonders bevorzugt werden, Associationen dieser Vorstellungen und dann allenfalls noch Gefühle, sonst aber möglichst viele und beliebig complicirte, auch beliebig hypothetisch construirte physiologische Vorgänge, machen das ausschließliche Rüstzeug jener Psychologie aus, die das Lob, die wirklich exacte Thatsachenwissenschaft zu sein, besonders gern für sich vorwegnimmt.

Umgekehrt meine ich nun aber auch, daß, wer die in Rede stehende These mit der Empirie nun doch nicht im Einklange finden sollte, daraus wird Anlaß nehmen müssen, auch dem ersten Anschein speciell in Sachen der Gegenstände höherer Ordnung sich nicht ohne Weiteres gefangen zu geben. Wir müssen darum der Berechtigung der These und der Natur des sie stützenden Anscheines eine etwas nähere Erwägung zuwenden.

§ 9. Zur Charakteristik der inneren Wahrnehmung.

Wir befinden uns dabei in der einigermaassen unnatürlichen, der Psychologie und Erkenntnistheorie aber keineswegs so sehr ungewohnten Lage desjenigen, der, was ihm sonst immer nur als Erkenntnismittel zur Hand war, nun als Erkenntniszweck, genauer als das zu Erkennende oder wenigstens als einen Theil des zu Erkennenden behandeln soll. Die Besonderheit dieser Sachlage motivirt es, hier ausdrücklich die Frage aufzuwerfen, wann wir wohl berechtigt sein werden, irgend etwas als durch innere Wahrnehmung erkannt in Anspruch zu nehmen. Es handelt sich näher darum, wann überhaupt von Wahrnehmung, wann insbesondere von innerer Wahrnehmung zu reden sein wird. Lassen wir auch hier erkenntnistheoretische (übrigens auch psychologische) Probleme, die unsere nächsten Aufgaben nicht berühren,

bei Seite, so stellt sich die Beantwortung als eine recht einfache Sache heraus.

Nur dann wird etwas für wahrgenommen gelten dürfen, wenn seine Existenz unmittelbar, d. h. ohne Bezugnahme auf eine andere, in irgend einem Sinne als Prämisse dienende Erkenntniß erkannt wird, überdies Erkenntniß und Erkanntes wenigstens praktisch¹ gleichzeitig existiren, die Erkenntniß sich sonach auf etwas dem Erkennenden Gegenwärtiges richtet. Gehört das Erkannte der Vergangenheit an, dann liegt, die erwähnte Unmittelbarkeit vorausgesetzt, ein Fall von Gedächtniß vor. Vielleicht giebt es eine analog unmittelbare Erkenntniß (genauer eine berechnete Vermuthung) auch in Bezug auf Künftiges: aber Niemand denkt daran, einen solchen bisher überhaupt kaum einmal ernstlich ins Auge gefaßten Fall in das Gebiet des Wahrnehmens einzubeziehen. Ganz frei von Ungenauigkeit ist freilich die eben ausgesprochene Forderung der Gleichzeitigkeit der Wahrnehmung und des Wahrgenommenen nicht: der Fixstern, den wir wahrnehmen, könnte zur Zeit, da dies geschieht, längst zu leuchten aufgehört haben. Aber die Ungenauigkeiten, die hier zur Geltung kommen, betreffen speciell die äußere Wahrnehmung; sie können, wo wir es wesentlich mit der inneren Wahrnehmung zu thun haben, außer Betracht bleiben.

Was eine Wahrnehmung als innere kennzeichnet, ist einerseits die psychische Natur des Wahrgenommenen, vor Allem aber jene Gewißheit und Evidenz, die kein anderes unmittelbares Existenzwissen mit der inneren Wahrnehmung gemein hat. Ueber das Gegebensein solchen Wissens kann natürlich dann auch wieder nur die innere Wahrnehmung (minder zuverlässig auch das Gedächtniß) belehren: daß auch das Wahrnehmen selbst unter günstigen Umständen innerlich wahrgenommen werden kann, macht mit einem Theil der Charakteristik dieser eigenthümlichen Erkenntnißquelle aus.

Wer nun darüber, wie weit die innere Wahrnehmung als Erkenntnißquelle dienen kann, etwas feststellen will, findet sich sonach in erster Linie auf die innere Wahrnehmung selbst angewiesen, ohne daß hierin Schlimmeres als der bloße Schein eines Cirkels läge; auch zu unseren beiden obigen Thesen hat in

¹ Die durch diese Einschränkung eingeführte Unbestimmtheit hat nur den Zweck, zu verhindern, daß späteren Untersuchungen (vgl. unten § 21) vorgegriffen werde.

erster Linie innere Wahrnehmung, außerdem freilich Gedächtniß verholffen. In gleicher Weise steht uns bei Nachprüfung dieser Thesen zunächst ein besseres Hülfsmittel nicht zu Gebote. Soll aber einem gegebenen Objecte gegenüber festgestellt werden, ob es in den Bereich des durch unsere Thesen Ein- resp. Ausgeschlossenen gehört, so sind der Hauptsache nach die beiden Fragen zu beantworten: 1. wird das betreffende Object wirklich innerlich wahrgenommen? 2. wenn ja, fällt es in eine der beiden durch jene Thesen ausschliesslich concedirten Classen der immanenten physischen Objecte oder der Gefühle? Stellt das betreffende Wahrgenommene sich ganz oder theilweise als Physisches, nicht zwar als immanentes Object, sondern als physische Wirklichkeit heraus, so hat man es insoweit überhaupt nicht mit innerer, sondern mit äusserer Wahrnehmung, übrigens aber natürlich eben darum auch nicht mit einer Instanz gegen unsere Thesen zu thun.

Im Folgenden sollen nun Thatsachen namhaft gemacht werden, durch die ich die in Rede stehenden Thesen für widerlegt halte. Ich beginne mit den (wirklich existirenden) psychischen Thatsachen, indes die bloß pseudo-existirenden immanenten Objecte uns nachher beschäftigen sollen.

§ 10. Innere Wahrnehmung beim Urtheil.

Nichts ist selbstverständlicher, als daß Jedermann zu einer bestimmten Zeit nicht nur über ein gewisses Wissen verfügt, sondern auch von dessen Vorhandensein sich und Anderen im Bedarfsfalle sozusagen Rechenschaft zu geben vermag. Viel weiter als sein wirkliches geht in der Regel sein vermeintliches Wissen: so ist es im Ganzen meist ein recht ausgedehntes Gebiet von Gegenständen, über die Einer seine „Ansichten“ nicht nur hat, sondern von denen er auch weiß, daß er sie hat. Diese „Ansichten“ sind natürlich nichts Anderes, als was man auch Ueberzeugungen oder Urtheile nennt; diese Urtheile sind natürlich entweder affirmativ oder negativ, und wer weiß, daß er in einer Sache eine Ueberzeugung habe, der weiß auch, wie beschaffen diese Ueberzeugung, also insbesondere ob sie affirmativ oder negativ ist. Welcher Natur ist dieses so alltägliche Wissen über Vorhandensein und Beschaffenheit unserer Ueberzeugungen?

Ohne Zweifel geht manches davon auf das Gedächtniß zurück: oft werde ich mich erinnern, dies von einem glaub-

würdigen Zeugen gehört, jenes mit Hülfe einer complicirteren Ueberlegung, deren Einzelheiten mir vielleicht entfallen sind, eingesehen zu haben. Aber wenn ich, gleichviel ob im Hinblick auf solche Erinnerungen oder ohne sie, jetzt versichern kann: ich glaube, daß es sich so verhält, oder: ich glaube, das Ereigniß hat nicht stattgefunden u. dgl., so handelt es sich in der Regel nicht um ein Urtheil, das ich gefällt habe, sondern um eines, das ich eben fälle; darüber kann mir mein Gedächtniß also noch keinesfalls Auskunft geben. Erschlossen aber ist mein Wissen davon, daß ich dieser oder jener Ueberzeugung bin, normaler Weise ebenfalls nicht: es bleibt also keine andere Möglichkeit als die freilich auch schon so oft als selbstverständlich behandelte, daß ich vom Vorhandensein meines Urtheils eben durch Wahrnehmung Kenntniß habe.

Ist nun diese Wahrnehmung äußere oder innere, oder mit anderen Worten: ist das (wahrgenommene) Urtheil etwas Physisches oder etwas Psychisches? Die in dieser Allgemeinheit sich ziemlich wunderlich anlassende Frage hat in speciellerer Formulirung seltsamerweise immer noch nicht alle Actualität verloren, indem die Meinung, das Urtheil sei im Grunde nichts als ein Satz, also ein Complex von Worten, immer noch Vertreter findet. Aber bei eingehenderer Erwägung dieses Gedankens wird man sich doch wohl nicht mehr aufzuhalten brauchen. Wäre der Besitz, den das Menschengeschlecht unter dem Namen der Wahrheit zu erkämpfen, zu erhalten und zu erweitern kein Opfer gescheut hat, näher besehen nichts als ein Schwall von Worten, von Worten ohne Sinn natürlich, da das Wesen des Urtheils doch sonst wohl im Sinne zu suchen sein müßte, — dann wäre wie jede andere so auch die gegenwärtige Fragestellung sinn- und werthlos: es wäre besten Falles jener Streit um Worte, den zu vermeiden bisher in jeder Controverse Freund wie Gegner einer Ansicht nach Kräften bemüht war.

SCHUMANN, der der in Rede stehenden Meinung nur vorübergehend, vielleicht in Folge mißverständlicher Ausdrucksweise, zuzuneigen scheint¹, stellt sich in Sachen der Natur des Urtheils auf den Standpunkt größter Zurückhaltung, indem er es für verfrüht erklärt, im Urtheile etwas Anderes als eine „unbekannte Größe“ zu sehen.² Die hierin liegende Anerkennung des Ur-

¹ A. a. O. S. 113, Z. 13 v. u.

² Ibid. S. 118.

theiles als einer Gröfse ist mir sicher eine werthvolle Bestätigung einer bereits vor Jahren, freilich nur ganz skizzenhaft umrissenen Behauptung.¹ Aber darüber kann ich doch keinen Augenblick im Zweifel sein, daß sich die psychische Natur des Urtheils, seine Wesensverwandtschaft mit dem Gefühle gegenüber seiner völligen Wesensverschiedenheit im Vergleiche mit Bewegung, Farbe oder Wärme, ganz unvergleichlich deutlicher der Beachtung aufdrängt als seine Gröfsennatur. Darum muß ich auch² die durch die obigen Beispiele und so viele andere Erfahrungen belegte Wahrnehmung des Urtheils als innere Wahrnehmung bezeichnen, was mit der in den betreffenden Fällen in der Regel vorliegenden Sicherheit und Evidenz im besten Einklange steht.

Wie verträgt sich dies nun aber mit den obigen Thesen in betreff des Erkenntnißbereiches der inneren Wahrnehmung? Vom Urtheile, womit natürlich Urtheilsact und nicht Urtheilsgegenstand gemeint ist, ist darin nicht die Rede; dieselben könnten also offenbar nur aufrecht bleiben, wenn es gelänge, das Urtheil irgendwie auf Vorstellungsobjecte, und zwar natürlich auf physische Vorstellungsobjecte zurückzuführen. Nun hat zwar das Bestreben, das Urtheil als eigenartige Thatsache um jeden Preis aus der Welt zu schaffen, schon zu ziemlich verzweifelten „Reductionen“ geführt: daß aber das Wesen des Urtheiles nicht in dem liegen könne, worüber geurtheilt wird, darüber dürften bisher doch die Allermeisten außer jedem Zweifel gewesen sein, von der Aussichtslosigkeit, es speciell in einem vorgestellten physischen Thatbestande zu suchen, gar nicht zu reden. Nicht also auf Vorgestelltes, sondern höchstens auf Vorstellungen könnte man das Urtheil zurückzuführen versuchen. Ich glaube nicht, daß irgend ein solcher Versuch bisher auch nur den Anschein des Gelingens für sich hatte: gelänge es damit gleichwohl in Zukunft besser, so wären auch dann die durch unsere Thesen gezogenen Schranken bereits durchbrochen: in den Urtheilen würden neben den Vorstellungsgegenständen auch aufsergegenständliche Bestimmungen innerlich wahrgenommen.

Die hier allgemein dargelegte Erwägung kann in einer specielleren Anwendung eine Art *argumentum ad hominem*

¹ Vgl. *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 71 ff.

² Gegen SCHUMANN a. a. O. S. 118.

auch noch für denjenigen ausmachen, der die aus dem erwähnten „horror psychologiae“ nicht eben selten entspringende Scheu davor, eine innere Wahrnehmung überhaupt für etwas wissenschaftlich auch nur Annehmbares zu halten, insoweit überwunden hat, daßs er sich in irgend einem Falle auf sie stützt. Alle Wahrnehmung ist zwar auch Vorstellung, doch jedenfalls vor Allem Urtheil: etwas wahrnehmen, die Existenz des Wahrgenommenen aber in suspenso lassen, ist ein Unding. Das gilt natürlich auch von der inneren Wahrnehmung. In soweit also einer in irgend einem Falle überzeugt ist, etwas innerlich wahrzunehmen, insoweit diese Ueberzeugung, wie normalerweise doch nicht anders zu erwarten, selbst auf Wahrnehmung zurückgeht, ist damit bereits sichergestellt, daßs das Urtheil wahrgenommen werde, und zwar innerlich wahrgenommen, da ein innerlich Wahrnehmen selbst doch nicht Sache äußerer Wahrnehmung sein könnte.

Ich schliesse hieran sogleich den Hinweis auf eine Thatsache, die streng genommen vielleicht erst in späterem Zusammenhange zur Sprache kommen sollte, insofern aber doch schon hierher gehört, als sie denselben Erfahrungen direct zu entnehmen ist, aus denen die Zugehörigkeit des Urtheils ins Gebiet des innerlich Wahrnehmbaren erhellt. Wir nehmen in den hierhergehörigen Fällen nicht nur wahr, daßs wir urtheilen, sondern auch, worüber wir urtheilen; und damit ist nicht etwa bloß gesagt, daßs wir die Gegenstände, über die nebenbei auch geurtheilt wird, als gegebene immanente Objecte wahrnehmen, sondern auch, daßs wir die Verbindung wahrnehmen, die zwischen diesen immanenten Objecten und dem betreffenden Urtheilsacte besteht. Denke ich, während in der nahen Kirche Mittag geläutet wird, daran, daßs die Post mir heute keinen Brief gebracht hat, so bin ich keinen Augenblick darüber im Zweifel, daßs das negative Urtheil nicht das Mittagsgeläute, sondern die Postsendung betrifft. Es kommt hinzu, daßs man sich ein Urtheil anders als in einer ganz bestimmten und äußerst innigen Verbindung mit einem zu Beurtheilenden, d. h. seinem Gegenstande, gar nicht vorstellen kann, vielmehr einsieht, daßs das Urtheil seinem Gegenstande gegenüber durchaus unselbständig ist. Wenn daher SCHUMANN meint¹, die innere Wahrnehmung lasse ein Ein-

¹ A. a. O. S. 118f.

geschlossen sein des Beurtheilten in das Urtheil nicht erkennen, sondern zeige nur, daß die Vorstellung des Beurtheilten das Urtheil, jene „unbekannte Gröfse“ causire, so muß ich bestreiten, daß damit der der inneren Wahrnehmung vorliegende Thatbestand richtig beschrieben ist. Die Beschreibung enthält neben dem Zuwenig in betreff des „Einschlusses“ noch ein Zuviel in betreff der Causation, von der bereits HUME meines Erachtens endgültig dargethan hat, daß sie überhaupt nicht wahrgenommen werden kann, weder äußerlich noch innerlich. Jener Einschluss aber scheint mir durch Wahrnehmung wie Raisonement in einem Maafse gesichert, dem gegenüber allfällige Schwierigkeiten in betreff der „psychophysischen Repräsentation“¹ ganz und gar nicht ins Gewicht fallen können. Plausible Hypothesen für solche Repräsentation aufzufinden, bleibt sicher jederzeit ein sehr dankenswerthes, namentlich dem Fortschreiten physiologischer Erkenntniß ohne Zweifel sehr förderliches Bestreben. Voraussichtlich wird aber hierin der menschliche Erfindungsgeist hinter dem unerschöpflichen Reichthum der psychologischen Empirie jederzeit weit genug zurückbleiben: in keinem Falle aber dürfte die Anerkennung dessen, was sich der Empirie als Thatsache darbietet, von dessen Eignung abhängig gemacht werden, den Ausgangspunkt für gleichviel wie werthvolle Hypothesen abzugeben.

§. 11. Innere Wahrnehmung beim Begehren, Fühlen und Vorstellen.

Was eben vom Urtheil in betreff seines Verhältnisses zur inneren Wahrnehmung dargelegt worden ist, liesse sich nun in völlig analoger Weise auch vom Begehren, das Wort im weitesten Sinne verstanden, in dem insbesondere das Wollen natürlich einbegriffen ist, ausführen. Jeder hat unzählige Male bereits an sich erlebt, nicht nur daß er begehrte oder widerstrebte, sondern auch, daß er zur Zeit, da dies geschah, darum aufs Gewisseste wufste und zwar nicht nur wufste, daß er begehrte, sondern auch was er begehrte, worin hier zugleich das Wissen um die Relation zwischen dem Begehren und dessen Gegenstande eingeschlossen ist. Auch dies ist Wahrnehmungswissen, näher Wissen durch innere Wahrnehmung, die mit der in unseren Thesen

¹ A. a. O. S. 119.

ausgesprochenen Beschränktheit ihres Gebietes höchstens verträglich wäre, wenn eine „Reduction“ des Begehrens auf immanente physische Objecte, etwa noch unter Mitheranziehung von Gefühlen, sich durchführen liesse. Aber auch hier müßten einer Zurückführung zunächst nicht die Objecte, sondern deren Vorstellungen zu Grunde gelegt werden, davon ganz abgesehen, daß das Zurückführen meiner Ueberzeugung nach hier keinen glücklicheren Erfolg aufzuweisen hat als beim Urtheile. Unter allen Umständen bilden die Begehungen eine neue wichtige Instanzengruppe gegen unsere Eingeschränktheitsthesen.

Ganz Aehnliches wäre nun auch in betreff der Gefühle zur Widerlegung desjenigen zu sagen, der, immerhin wie wir sahen auch schon dem ersten Augenschein entgegen, von den beiden Einschränkungsthesen die weiter gehende anzunehmen geneigt wäre. Wir wissen doch viel zu oft, daß wir Freude oder Leid haben und woran wir es haben, als daß auf die Dauer daran zu denken wäre, der inneren Wahrnehmung das Gebiet der Gefühle streitig zu machen.

Daß nun gerade nur vom Vorstellen nicht gelten sollte, was sonach vom Urtheilen, Fühlen und Begehren dargethan ist, müßte schon vorgängig äußerst unwahrscheinlich heißen, auch wenn wir im Obigen uns nicht bereits in anderer Weise auf die Wahrnehmbarkeit des Vorstellens hingedrängt gefunden hätten. Nun darf aber weiter die Unnatürlichkeit, ja Unverträglichkeit nicht unerwähnt bleiben, die auf sich nimmt, wer den immanenten Vorstellungsgegenständen die Wahrnehmbarkeit zuspricht, dem Vorstellen aber nicht. Wir haben ja bereits gesehen, daß jenen Objecten nur jene sogenannte „Existenz in der Vorstellung“, genauer also nur eine Art Pseudo-Existenz, noch genauer also gar keine Existenz zukommt, indes doch bloß wahrgenommen werden kann, was existirt. Wirklich denkt ja auch niemand daran, daß ich etwa den Königssee oder das homerische Troja wahrnehme, wenn ich durch innere Wahrnehmung weiß, daß ich jenen oder dieses eben vorstelle. So sind es hier gerade die immanenten Objecte, die, mögen sie dem Gebiete des Physischen oder des Psychischen angehören, aus ihrer Natur heraus Zweifel an ihrer Wahrnehmbarkeit gar wohl rechtfertigen. In dem Sinne wahrnehmbar, wie etwa Gefühle oder Begehungen, kurz etwas wirklich Existirendes, sind diese Pseudo-Existenzen gewiß nicht. Vermag gleichwohl die innere Wahrnehmung, wie

ja nun ebenfalls außer Zweifel, etwas über sie zu lehren, so kann das nur unter Vermittelung dessen geschehen, was wirklich existirt, mögen wir übrigens über die Natur dieser Vermittelung auch noch so schlecht unterrichtet sein. Was aber nothwendig wirklich existirt, wo immanente Objecte pseudo-existiren, das ist weder Urtheilen, noch Fühlen, noch Begehren, da jene Pseudo-Existenzen an keinen dieser Thatbestände gebunden sind, — wohl aber das, natürlich inhaltlich bestimmte Vorstellen. Jeder Fall also, wo wir mit Hülfe innerer Wahrnehmung die Pseudo-Existenz eines immanenten Objectes erkennen, ist selbst nur ein Fall von Pseudo-Wahrnehmung dieser Objecte und beweist, daß ein Fall von wirklicher innerer Wahrnehmung vorliegt, durch die ein wirklich Existirendes, die betreffende Vorstellung erfaßt wird.

Wir sind so zu dem Gesamtergebnis gelangt, daß sowohl Vorstellen als Urtheilen, sowohl Fühlen als Begehren unter günstigen Umständen der inneren Wahrnehmung zugänglich ist, daß also keine der charakteristischen Classen elementarer psychischer Acte mit Recht aus dem Bereiche des innerlich Wahrnehmbaren ausgeschlossen werden kann. Wir haben nun noch zu untersuchen, wie es mit der in unseren Thesen versuchten Beschränkung auf die physischen immanenten Objecte bewandt ist.

§ 12. Innere Wahrnehmung bei Gegenständen, insbesondere solchen höherer Ordnung.

Es handelt sich also im Folgenden ausschließlich um Wahrnehmungsthatbestände, die, wie sich eben gezeigt hat, insofern eigentlich nur Pseudo-Wahrnehmungen sind, als sie bloß Pseudo-Existenzen betreffen. Es soll indes auf diese Seite der Sache im Folgenden weiter nicht mehr Rücksicht genommen werden: nur die Beschaffenheit der (immer mit den entsprechenden Vorbehalten) innerlich wahrnehmbaren Gegenstände kommt noch in Frage.

Dabei braucht der versuchte Ausschluss der psychischen Gegenstände uns jetzt kaum noch mehr als vorübergehend zu beschäftigen. Ist einmal sichergestellt, daß die innere Wahrnehmung psychische Thatsachen, und noch dazu solche der verschiedensten Gebiete, zu erfassen vermag, und ist dieses selbst durch directe Empirie, d. h. also wieder durch innere Wahrnehmung festgestellt, so ist damit schon gegeben, daß die Gegen-

stände der erstgenannten inneren Wahrnehmungen als solche durch die zweitgenannten inneren Wahrnehmungen erkannt werden. Es kommen die vielen Erfahrungen darüber hinzu, daß man so oft durch Wahrnehmung weiß, an welchen Schmerz, welchen Entschluß oder welches sonstige innere Erlebniss man eben denkt, sei es im Sinne einer Erinnerung, sei es im Sinne freier Einbildung, ebenso von Gefühlen und Begehrungen weiß, die auf Psychisches gehen. Es müßte hier also nur etwa wieder versucht werden, dem psychischen Gegenstande durch „Reduction“ auf Physisches seine psychische Natur streitig zu machen, — ein Unternehmen, auf dessen Aussichtslosigkeit hier nicht noch besonders eingegangen zu werden braucht.

Durch Erledigung dieses Punktes finden wir uns nun wieder vor die Ausgangs- und Hauptfrage zurückversetzt, vor die Angelegenheit der Gegenstände höherer Ordnung. Aber fürs Erste scheint der im Bisherigen eingeschlagene Untersuchungsweg auch hier einfach genug zum Ziele zu führen. Denn das kann hier nun doch auch wieder niemand bestreiten, daß wir oft genug wissen und offenbar nur durch Wahrnehmung wissen, daß wir diese beiden Dinge ähnlich, jene unähnlich finden, daß wir es einmal mit drei, ein ander Mal mit fünf Exemplaren einer Gattung zu thun haben, daß wir diese Gestalt, jene Melodie erfassen, daß wir diese Combination für möglich, jene für widersprechend halten, zwischen diesen Thatsachen, jenen Erkenntnissen Zusammenhang vermuthen oder finden u. s. f. Das Einzige, was hier wirklich in Frage kommen kann, ist eigentlich nur, ob diese Gegenstände, deren immanente Pseudo-Existenz also feststeht, auch wirklich Gegenstände höherer Ordnung sind. Müßte dies aber nicht, so mag man sofort fragen, gleichfalls durch die innere Wahrnehmung mit verbürgt sein, wenn diese Gegenstände wirklich der inneren Wahrnehmung gegeben wären? Ich meine, daß es in der That mit verbürgt ist: aber, wie sich noch näher zeigen wird, giebt es Umstände, unter denen das Zeugniß, auf das es hier ankommt, sich besonders leicht missverstehen läßt. Außerdem aber bedeutet die Berufung auf die innere Wahrnehmung, wenn der Gegner gerade diese Wahrnehmung bestreitet, sofern sie isolirt bleibt, d. h. nicht auch noch anderweitig gestützt werden kann, jedenfalls das Ende der Verständigung.

Daher muß der indirectere Weg des Erkennens, die der

Discussion leichter zugängliche Erwägung, hier in ihre Rechte treten. Wir wissen im Allgemeinen, was für Bedingungen erfüllt sein müssen, damit von Gegenständen höherer Ordnung die Rede sein kann: der betreffende Gegenstand muß auf andere Gegenstände aufgebaut sein, ohne durch das objective Collectiv der letzteren ausgemacht zu werden. Auch die positiven Gründe, um deren Willen ich diese Erfordernisse in Beispielen wie die eben wieder zusammengestellten für erfüllt halten muß, wurden oben¹ wenigstens den Hauptzügen nach dargelegt. Eine Ergänzung bietet natürlich die Beantwortung der Frage, ob gegebenen Falles auch noch eine andere Auffassung möglich oder gar wahrscheinlich zu machen wäre. Die Frage allgemein zu beantworten, d. h. allgemein die Unmöglichkeit einer anderen als der von mir vertretenen Auffassung darzuthun, bin ich freilich derzeit so wenig im Stande, als das nämliche Erforderniß bei vielen anderen unbedenklich acceptirten Theoremen erfüllt ist. Man dürfte also in dieser Sache auf concret vorliegende Ersatzversuche und die Stellungnahme zu diesen angewiesen bleiben. In diesem Sinne halte ich mich im Folgenden, wie es im gegenwärtigen Zusammenhange ja am natürlichsten ist, zunächst an die von F. SCHUMANN gebrachten Beiträge, ohne natürlich zu verkennen, daß durch eine allfällige Widerlegung derselben der Möglichkeit anderweitiger Versuche gleicher Tendenz noch wenig präjudicirt ist.

§ 13. Ein methodologisches Bedenken.

Ich lasse eine kurze Würdigung des negativen, d. h. polemischen Theiles der einschlägigen Ausführungen SCHUMANN's vorangehen. Dieselben halten sich mit Recht an den bisher literarisch zugänglichsten Theil der Lehre von den Gegenständen höherer Ordnung, näher an EHRENFELS' bereits erwähnte grundlegende Aufstellungen über „Gestaltqualitäten“.²

Ich bin schon einmal für alles Wesentliche der in Rede stehenden Ausführungen eingetreten³; an dieser Zustimmung habe ich auch heute, obwohl einstweilen über manches Einschlägige hoffentlich zu gröfserer Klarheit gelangt, nichts zurückzunehmen: unter solchen Umständen wird von einem Versuche,

¹ Vgl. § 3 ff.

² *Vierteljahrsschr. f. wissensch. Philosophie* 1890, S. 249 ff.

³ *Diese Zeitschr.* 2, 245 ff.

SCHUMANN's Hauptbedenken gegen EHRENFELS zu entkräften, nicht wohl Umgang zu nehmen sein.

Solcher Bedenken finde ich zwei von sehr ungleichem Gewicht. Das erste ist mehr formaler oder genauer methodologischer Natur und die materialen Grundlagen, auf denen es steht, liegen abseits von den Fragen, die uns hier eigentlich beschäftigen. Nähere Erwägung dieser Grundlagen würde uns also voraussichtlich weit ablenken und es wird für Freund wie Gegner gleich erwünscht sein, wenn sich herausstellt, daß eine solche Erwägung entbehrlich sein dürfte.

SCHUMANN findet die Hauptbeispiele, an denen EHRENFELS seine Untersuchung durchführt, Melodie und „Raumgestalt“, „nicht gut gewählt. Die Melodie ist ein sehr complicirtes psychisches Gebilde und die Tonpsychologie ist noch weit von ihrer vollständigen Analyse entfernt. Daß wir eine Melodie, die zunächst in *C-Dur* gespielt wird, wiedererkennen, wenn sie nachher in *Fis-Dur* gespielt wird, kann mannigfache, zur Zeit noch nicht näher bestimmbare Gründe haben. Einfach anzunehmen, daß in beiden Fällen dieselbe „Gestaltqualität“ erzeugt wird, ist wohl ein etwas grober (!) Lösungsversuch der schwierigen Frage. Ebenso unglücklich scheint“ unserem Autor „die Wahl der Raumgestalt. Die Psychologie der Gesichtswahrnehmung ist noch außerordentlich wenig entwickelt. Eine Psychophysik der Raumwahrnehmung ist überhaupt noch nicht ernstlich in Angriff genommen und zur Beschreibung des psychischen Thatbestandes werden wir wohl noch eine ganz neue Terminologie ausbilden müssen.“¹ Und in der That wird der hier betonten Fortschrittsbedürftigkeit der Psychologie kein Besonnener seine Anerkennung versagen, wenn man vielleicht auch auf den Beisatz Werth legen mag, daß es damit in keiner lebensfähigen Wissenschaft je anders bewandt war oder anders bewandt sein wird. Zur Bescheidenheit mahnen ist ja gleichwohl zu keiner Zeit und an keinem Orte vom Uebel. Sollten sich aber aus einer solchen Mahnung wirklich Konsequenzen für oder eigentlich gegen die Fundirungstheorie ergeben?

Ich vermuthe, daß der unvoreingenommene Leser in dieser Sache schon vor aller Ueberlegung so eindeutig reagiren wird, daß die Ueberlegung kurz ausfallen darf. SCHUMANN findet die

¹ Diese Zeitschr. 17, 129 f.

Thatsachen auf dem Gebiete des Ton- und Raumsinnes noch nicht psychologisch durchforscht genug, um die Empirie dieser Gebiete heranzuziehen. Aber wo hätte EHRENFELS ein durchforschteres Gebiet gefunden? Folgerichtig verlangt also SCHUMANN eigentlich, man solle sich aller Gedanken über die von ihm selbst als solche erkannten „schwierigen Fragen“ enthalten, bis — ja bis wann eigentlich? Die Gewissenhaftigkeit, der solche Zurückhaltung entstammen möchte, in allen Ehren; aber hätte sich der menschliche Forschungstrieb jederzeit durch sie meistern lassen, dann hätten wir, fürchte ich, eine bedenklich kurze Geschichte der Wissenschaften, falls wir nämlich überhaupt eine hätten.

Und noch auf einen Umstand soll hier wenigstens im Vorübergehen hingewiesen sein. Man denke, vor hundert Jahren hätte Jemand den Physikern seiner Zeit folgende Erwägung entgegengehalten: „Die Optik ist noch weit entfernt von einer vollständigen Analyse der Lichterscheinungen. Dafs Lichtstrahlen unter Umständen interferiren, kann mannigfache, zur Zeit noch nicht näher bestimmbare Gründe haben. Einfach anzunehmen, dafs Aetherschwingungen vorliegen, ist wohl ein etwas grober Lösungsversuch der schwierigen Frage.“ Wer sich lieber in jüngere Vergangenheit versetzt, wird leicht etwa der mechanischen Wärmetheorie in ähnlicher Weise begegnen können; auch noch in vielen anderen Weisen möchte der nämliche Gedanke mit gleichem Erfolge zu variiren sein. Man kann dabei den beiden eben angeführten Beispielen gegenüber ganz wohl des Umstandes eingedenk bleiben, dafs modernsten Auffassungen gemäß der vorsichtige Mahner sogar hätte im Rechte gewesen sein können. Sollte die Theorie der Gegenstände höherer Ordnung für Psychologie und Erkenntnistheorie Aehnliches leisten können wie die Undulationstheorie für die Physik, dann können wir sie getrost weiter bilden, auch auf die Gefahr hin, dafs sie künftig einmal doch als durch Besseres ersetzbar sich erweisen sollte.

§ 14. Continuirlich verbundene Inferiora, Theilbares und Getheiltes, unbestimmte Bestandstücke.

Viel wichtiger, namentlich die uns hier beschäftigenden Untersuchungen viel directer fördernd ist SCHUMANN's zweiter Einwand, obwohl er nicht die Gesammtheit der Gegenstände höherer Ordnung, auch nicht sämmtliche fundirte Gegenstände, sondern nur eine ganz bestimmte Gruppe derselben zu treffen

bestimmt ist. Ich will versuchen, ihm sogleich eine möglichst präcise Form zu geben.

Aus den allgemeinen Darlegungen des ersten Abschnittes war zu entnehmen, daß die Inferiora eines gegebenen Superius gegen einander discret sein können aber nicht müssen, daß es sonach auch Inferiora geben kann, die mit einander continuirlich verbunden sind. Diese letztere Möglichkeit stellt unser Einwand in Abrede: das Continuum hat in Wirklichkeit nicht unendlich viele Theile, sondern gar keinen Theil; es ist eine ungetheilte Einheit. So ist etwa „eine beliebig gestaltete Fläche von ganz gleichmäßiger Färbung, z. B. eine quadratische, nach Aussage der inneren Wahrnehmung zunächst eine vollständige Einheit Die Theile, in die man sich eine solche Einheit zerlegt denken kann, sind fingirte Theile“.¹ Nicht anders steht es „bei jedem sich in bestimmter Richtung verändernden und bei jedem unverändert bleibenden Bewusstseinsinhalt“² u. s. f. Ist dem so, so läßt sich in solchen Fällen einfach deshalb nicht von Gegenständen höherer Ordnung reden, weil die Inferiora fehlen. Besteht aber dieser Einwand zunächst innerhalb seiner Sphäre zu Recht, dann bedroht er auch den ganzen Gedanken der Gegenstände höherer Ordnung insofern, als es wesentlich dieselbe Erwägung ist, mit deren Hülfe die Vertreter der fundirten Gegenstände das eine Mal von den discreten Tönen, das andere Mal von den continuirlichen, daher im Sinne des Einwandes nur fictive Theile ausmachenden Ortsbestimmungen aus auf ein besonderes Superius, dort Melodie, hier Gestalt, argumentiren. Was hier verfehlt ist, wird dort schwerlich die dem Argument zugeschriebene Stringenz beanspruchen dürfen.

Vor Allem muß hier eingeräumt werden, daß es in der That keine ganz unbedenkliche Sache wäre, müßten die Continua in Sachen der Gegenstände höherer Ordnung eine ganz andere Behandlung erfahren wie die Discreta. Das wird noch deutlicher, wenn man in Rechnung zieht, daß auch Continua zu Melodien und Discreta zu Gestalten werden können. Ersteres belegen die sogenannten Satzmelodien wenigstens manchen ihrer Theile nach. Beim Gesange der Vögel und beim Heulen des Windes redet man freilich nicht von Melodie; am charakteristischen

¹ Diese Zeitschr. 17, 130.

² Ibid. 130 f.

Thatbestände derselben ist indes nicht zu zweifeln. Bekannt ist vollends, wie leicht ein „gefühlvoller“ Violinspieler das Discretum einer wie immer beschaffenen Melodie in das indiscreteste Continuum verwandeln kann. Solchen sozusagen continuirlich gemachten Discretis stehen dann die gleichsam discret gemachten Continua auf dem Gebiete der Gestalten als natürliche Gegenstände zur Seite, wie sie in punctirten Contouren, etwa auch schraffirten Flächen u. dgl. so oft vorkommen. Natürlich sind die so gebildeten Gestaltvorstellungen mit den aus den betreffenden Continuis hergestellten keineswegs gegenstandsgleich, wie man am besten aus extremeren Fällen erkennt, wie etwa dem, daß man drei gegebene Punkte zu einer Art Dreiecksvorstellung vereinigt. Aber entsprechend weitgehende Gegenstandsähnlichkeit wird nicht in Abrede zu stellen sein, und je weiter diese geht, desto bedenklicher wird die Andersbehandlung des doch durch fließende Grenzen mehr Verbundenen als Getrennten.

Um nun aber die Beweiskraft des in Rede stehenden Einwandes zu würdigen, ist vor Allem unerläßlich, in betreff dessen klar zu sehen, was durch denselben dem Continuum unter dem Namen der „Einheit“ zugesprochen wird. Das Wort wird ja ohne Zweifel vom Zählen hergenommen sein und bedeutet insofern den Gegensatz zur Mehrheit. Aber oft genug will, wer es gebraucht, nicht so sehr den Gedanken an die Zahl Eins zum Ausdruck bringen, als vielmehr den Gedanken daran, daß das betreffende Object so beschaffen ist, daß es Anspruch darauf hat, als Eines behandelt zu werden, daran also, daß es etwas Einheitliches ist.¹ Solcher Einheitlichkeit giebt es zwei Hauptfälle: einmal kann etwas so beschaffen sein, daß es als Eines schlechthin behandelt werden muß, weil eine Mehrheit daran sich nicht vorfindet; dann aber kann es sich um etwas handeln, das die Behandlung als Einheit nicht schlechterdings verlangt, wohl aber mehr oder minder nahelegt, oder zum Allerwenigsten doch gestattet. Im ersten Falle beruht die Einheit auf Einfachheit, im zweiten Falle dagegen darauf, daß eine Mehrheit gegenständlicher Momente sich aus inneren oder äußeren Zusammen-

¹ Ich habe gelegentlich (*diese Zeitschrift* 6, 359) für Fälle, wo es sich nur um die Zahl handelt, den Ausdruck „Einheit“ vorgeschlagen. Es könnte aber sein, daß dadurch dem Sprachgeföhle, zumal im Hinblick auf die Zahl- und Rechenpraxis des täglichen Lebens mehr als billig zugemuthet ist.

gehörigkeitsgründen zu einem Ganzen zusammenschließt oder vom vorstellenden Subjecte zu einem Ganzen zusammengefaßt wird, was eventuell auch ohne Zusammengehörigkeitsgrund geschehen kann. Betrachtet man Einfachheit als Grenzfall, so gelangt man so geradezu zu der scheinbar paradoxen Aufstellung: Einheit zu sein, ist eine Eigenschaft von Mehrheiten; Einheit ist insofern nichts Anderes als Ganzes oder Complexion. Man kann dann die Scheinparadoxie noch weiter treiben und behaupten, daß jede Mehrheit eben als solche zugleich Einheit sein muß, da der Mehrheitsgedanke die die Mehrheit ausmachenden Bestandstücke eben zu Einer Complexion, also zu einer Einheit zusammenfaßt. Die Möglichkeit, auch rechnerisch jede Mehrheit wieder als Einheit zu behandeln, stimmt damit bestens überein. Zugleich beseitigt der Hinweis hierauf auch den Schein des Paradoxen: es ist ja nichts Befremdliches, wenn zweierlei Zählungen zweierlei Ergebnisse zu Tage bringen. Wer die betreffenden Bestandstücke zählt, kann deren mehrere vorfinden, auch wo eine auf Complexionen von bestimmter Beschaffenheit gerichtete Zählung über die Eins nicht hinauskommt. Es ist nur eine sprachliche Sonderbarkeit, daß der Eine complexe Gegenstand im Hinblick auf die Vielheit seiner Bestandstücke zugleich selbst als Vielheit bezeichnet werden kann.

Für unsere nächsten Zwecke ist damit dargethan, daß SCHUMANN's Einwand nur dann ein Einwand ist, wenn man unter dem, was er Einheit nennt, den Special- oder Grenzfall der Einfachheit versteht. Wird aber noch Neigung bestehen, dem Continuum, dem Einheit gewiß in besonders auffallendem Maasse eignet, auch Einfachheit zuzuschreiben? Ein Klärungsversuch wird am besten vom Gedanken des Theiles und Theilehabens ausgehen.

Theile, das Wort im gewöhnlichen Sinne verstanden, sind Einheiten so gut wie das Ganze, das sie ausmachen. Es ist damit gesagt, daß, falls sie selbst wieder aus Theilen bestehen, die Theile je Eines Theiles enger zusammengehören müssen als Theile verschiedener Theile: auch hier kann diese Zusammengehörigkeit eine mehr oder minder natürliche oder künstliche sein, und mit dem Namen des Theilens belegt man sehr verschiedenartige Operationen, die sämmtlich auf Herstellung solcher natürlicher oder künstlicher Zusammengehörigkeiten innerhalb der aus diesen Operationen hervorgehenden Theile gerichtet sind.

Theile haben bedeutet natürlich nicht so viel als getheilt worden sein; sonst hätte, was durch Zusammensetzung entstanden ist, keine Theile: Theile hat eben, was getheilt ist, mag es dies erst geworden oder immer gewesen sein. Hat aber auch das Theile, was bloß theilbar ist? Was bloß getheilt werden kann, aber noch nicht getheilt ist, hat, das scheint wieder selbstverständlich, eben darum keine Theile. Man kommt aber damit in eine ziemlich schwierige Lage. Was theilbar ist, kann doch unmöglich einfach sein: was aber nicht einfach, sondern complex ist, scheint doch wohl Theile haben zu müssen. Inzwischen ist die Schwierigkeit doch zunächst terminologischer Natur. Was theilbar ist, muß Stoff für Unterscheidung in sich schließen: aber das Verschiedene, das es in sich enthält, muß sich nicht in natürliche Einheiten sondern: ja im Grunde liegt, wo Letzteres der Fall ist, nicht mehr bloße Theilbarkeit vor, sondern Getheiltheit. Es ist nun immerhin Sache des Ausdruckes, ob man bereits im Falle des nicht zu Einheiten aus einander tretenden Verschiedenen von Theilen reden will. Sprachgemäßer dürfte es sein, es nicht zu thun. Es wird kaum ein Bedürfnis darnach sich geltend machen, wenn man zugleich den Terminus „Bestandstück“ weit genug anwendet, überall da nämlich, wo sich innerhalb eines vorgegebenen Gegenstandes Verschiedenheiten vorfinden. Man könnte dann etwa unbestimmte und bestimmte Bestandstücke aus einander halten, unter letzteren aber jene vermöge ihrer Natur aus einander tretenden Einheiten meinen, die man eben allenthalben im Hinblick auf das von ihnen ausgemachte Ganze als Theile bezeichnet.

Im Sinne dieser Ausdrucksweise ist also jede Einheit entweder eine getheilte oder eine ungetheilte: im letzteren Falle kann sie auch einfach sein, sie muß es aber keineswegs, da sie ebensogut eine Complexion aus unbestimmten Bestandstücken sein kann. Freilich befindet man sich letzteren gegenüber in der einigermaßen befremdlichen Lage, dieselben außer in der Einheit, die sie ausmachen, nur noch in der Weise erfassen zu können, daß man sie erst ihrer Unbestimmtheit sozusagen beraubt, d. h. die bisher ungetheilte Einheit theilt. Das ist ein unvermeidlicher Erfolg der hierzu erforderlichen Analyse¹, der

¹ Vgl. meinen Artikel über psychische Analyse, *diese Zeitschrift* 6, 381 ff. (S. 42 ff. des Sonderabdruckes).

sich nur insofern einigermaassen wett machen läßt, als man sich der Subjectivität der so in die Thatsachen hineingetragenen Bestimmtheit bewußt bleibt.

Salva subjectivitate also, wenn man so sagen darf, läßt sich nun leicht einsehen, daß unbestimmte Bestandstücke niemals einfach sein können. Die Unbestimmtheit hat ja, wie wir sahen, darin ihre Wurzel, daß das, was gleichsam innerhalb des Bestandstückes gelegen ist, vor dem, was es gleichsam von außen umgiebt, nichts voraus hat: bei Einfachem ist dies aber begreiflicherweise niemals der Fall. Demnach ist jedes unbestimmte Bestandstück selbst wieder eine Complexion, deren Bestandstücke nun neuerlich entweder bestimmt oder unbestimmt sein können. Wenigstens läßt sich dem eben wieder berührten Erforderniß, daß, kurz ausgedrückt, die innere Zusammengehörigkeit vor der äußeren nichts voraus habe, in zwei entgegengesetzten Weisen gerecht werden: entweder so, daß diese Zusammengehörigkeit nach innen wie nach außen gleich locker, oder so, daß sie gleich fest ist. Wirklich treffen wir die erste Möglichkeit etwa in jedem Haufen Aepfel oder Nüsse an, der sich je nach Genauigkeit und Belieben in zwei, drei und mehr gleiche oder auch ungleiche Theile theilen läßt und demnach vor der Theilung zwei, drei u. s. f. unbestimmte Bestandstücke in sich faßt, deren Unbestimmtheit natürlich auch darin zur Geltung kommt, daß über ihre Gleichheit vorerst nichts vorgegeben ist. Immerhin wird man da bei solchen Unbestimmtheiten nicht leicht verweilen, da hier die zu Grunde liegenden bestimmten Bestandstücke, die Aepfel oder Nüsse, derlei unvollkommenere Betrachtungsweisen entbehrlich machen. Nicht so bei Verwirklichung der zweiten der eben neben einander gestellten Möglichkeiten, wie sie sich in den verschiedenen Continuen darstellt. Hier weisen die unbestimmten Bestandstücke immer wieder unbestimmte Bestandstücke auf, für deren Anzahl jedesmal kein anderer Anhalt vorliegt als die der Analyse sich anbietenden Verschiedenheiten. Der Uebergang vom Theilbaren zum Getheilten vollzieht sich hier durch Einführung von Discontinuitäten: es berührt dabei im Grunde als Seltsamkeit, daß es möglich, bei Raum und Zeit sogar unvermeidlich ist, diese Discontinuitäten mit Hülfe von Daten aus anderen Continuen herzustellen. So ist z. B. eine Raumstrecke, eine viereckige Fläche od. dgl. als solche durch kein räumliches Mittel discontinuirlich zu machen: zieht man im letzteren Falle

eine Diagonale, oder färbt man die eine Hälfte der Fläche gelb, die andere blau, so ist das Viereck „getheilt“, aber eben mit Hülfe nicht einer räumlichen, sondern einer Farbendiscontinuität.

Uebrigens aber sind diese Details bereits unwesentlich gegenüber dem Hauptfragepunkte, auf den wir nunmehr wieder zurückgeführt sind. Für Continua ist aus dem Obigen klar, daß die mancherlei, ja unendlich vielen Theilungen, die an ihnen vorgenommen werden können, letztlich jederzeit in sie hineinge-tragen¹ sind, indes ihnen von Natur nur unbestimmte Bestandstücke zukommen. SCHUMANN hat also ganz Recht, solche Theile als fictive Theile zu bezeichnen. Hat er aber auch Recht, wenn er darin eine Schwierigkeit der Fundirungstheorie erblickt?

Dies wäre gewiß der Fall, wenn die natürliche Einheit, die, wie wir sahen, jedem Continuum zukommt, zugleich dessen Einfachheit mit sich führte. Da dem aber, wie gezeigt, nicht so ist, so hat, so viel ich sehe, SCHUMANN's Einwand nur unter der Voraussetzung Geltung, daß die Inferiora eines fundirten Gegenstandes Theile im eben präcisirten Sinne sein müssen und nicht eventuell auch unbestimmte Bestandstücke sein können. Zu einer solchen Einschränkung fehlt aber, im Allgemeinen wenigstens, jeder Grund, wenn sie auch unter besonderen Umständen Geltung haben dürfte. Gewiß kann man nicht vergleichen, auch nicht zählen, was nicht in irgend einer Weise „unterschieden“ oder analysirt vorgestellt wird: ist aber z. B. der gefärbte Klang eine Fundirungscomplexion, so repräsentirt er nicht nur einen Fall, wo Analyse entbehrlich, sondern sogar einen,

¹ Weil es für eine Wahrheit jederzeit vom Uebel ist, wenn man sie durch eine untriftige Begründung zu stützen versucht, so merke ich hier eine solche untriftige Begründung an, die mich eine Weile irregeführt hat. Zum Beweise dafür, daß die vier rechtwinkligen Dreiecke, in die man ein Quadrat durch Ziehen der Diagonalen zerfallen kann, nicht zur Natur des Quadrates gehören, könnte man sich darauf berufen, daß, um den Gedanken jener Dreiecke zu gewinnen, nicht nur das Quadrat gleichsam aus einander gelegt, sondern auch noch jedes Dreieck durch eine Art inverser Operation (es ist die oben S. 201 ff. berührte Thätigkeit, die dem Fundiren eignet) gleichsam zusammengesetzt werden muß, sonach sicher etwas dem Quadrate an sich Fremdes hereingebracht werde. Daß dieser Punkt unwesentlich ist, beweist ein von Natur getheilter Gegenstand, wie etwa das Schachbrett, dem man unbedenklich seine 64 Felder als Theile zuspricht, ohne nach den Erfordernissen zu fragen, die erfüllt sein müssen, um diese Theilquadrate als solche zu erfassen.

wo sie dem Zustandekommen der Complexionsvorstellung abträglich wäre. Und so meine ich denn aus der Thatsache der continuirlich abgegrenzten Gestalt oder der continuirlichen Quasimelodie eben nur das eine abnehmen zu können, daß unbestimmte Bestandstücke in betreff der Fundirung vielfach ganz verwandte Ergebnisse aufzuweisen haben wie bestimmte.

Ganz im Vorübergehen sei nun übrigens noch darauf hingewiesen, daß unter Umständen auch noch ein anderer Weg offen steht, SCHUMANN's Einwand zu entkräften. Die mancherlei Continua gleichen sich bekanntlich keineswegs in allen Eigenschaften, namentlich zeigt das Raum- und das Zeitcontinuum eine in verschiedener Hinsicht deutliche Ausnahmestellung. Diese Ausnahmestellung kommt unter Anderem auch darin zur Geltung, daß bei Raum und Zeit der Punkt nichts ist und nichts sein kann als eine Grenze, indes dies etwa für das Farben- oder Toncontinuum mindestens gar nicht selbstverständlich ist. Im Gegentheil scheinen hier gegen punktuelle Existenzen, wie etwa eine genau gleichfarbige Fläche oder ein genau constanter Ton sie darbieten würden, höchstens Wahrscheinlichkeits-, keineswegs aber eigentliche Möglichkeitseinwendungen berechtigt. Bei Continuen dieser letzteren Art, für die die Auffassung des Continuum unter dem Gesichtspunkte der „Punktmannigfaltigkeit“ in besonderer Weise nahe gelegt erscheint, wird einem vorgegebenen Falle gleichviel ob wirklichen oder „blos vorgestellten“ Ueberganges gegenüber die Frage zu erheben sein, ob es sich dabei um einen wirklich continuirlichen oder nur um einen scheincontinuirlichen Uebergang handelt, wie er durch eine geordnete Reihe unterschwellig verschiedener Punkte¹ jederzeit herzustellen ist. Wo punktuelle Existenzen möglich sind, wird Letzteres wohl jederzeit das unvergleichlich Wahrscheinlichere sein: auf Scheincontinua aber hat dann natürlich die von SCHUMANN erhobene Schwierigkeit keinerlei Anwendung.

§ 15. Die Einheit des Zusammenwirkens als Ersatz für die Fundirung.

Es wird nun an der Zeit sein, sich der positiven Seite dessen zuzuwenden, was SCHUMANN der Theorie der fundirten Gegen-

¹ Vgl. auch L. W. STERN, *Psychologie der Veränderungs-Auffassung*, S. 25 f.

stände entgegenhält. Dafs der Thatsache, die Höfler passend als Transponirbarkeit bezeichnet hat¹, für sich allein Rechnung zu tragen, sich vorgängig noch andere Möglichkeiten darbieten könnten, habe ich schon vor Jahren anerkannt²: nur meint SCHUMANN, indem er hieran anknüpft, ich hätte übersehen, „dafs die in Frage kommenden Complexe schon deshalb nicht als einfache Summen betrachtet werden können, weil sie einheitliche Ganze bilden“. Dies „heifst in erster Linie als Ganzes wirken“; es genügt aber in unseren Fällen, als Wirkungen dieser Art statt „neuer direct nicht nachweisbarer Vorstellungsinhalte“ „neu hinzukommende Gefühle oder gewöhnliche Vorstellungen, welche mit dem ganzen Complex associirt sind“, anzunehmen.³

Warum ich dieses Einheitlichkeitsmoment „übersehen“ haben müfste, wenn doch „allerdings von dem ganzen Complex auch die Gestaltqualitäten bedingt“ wären⁴, ist mir nicht recht ersichtlich, aber auch Nebensache. Ohne Bedenken kann ich SCHUMANN darin beistimmen, dafs in jedem Falle, den ich für einen Fundirungsfall halte, die dieser Auffassung gemäfs als fundirend zu bezeichnenden Gegenstände ein „einheitliches Ganzes bilden“, was ja, wie im vorigen Paragraphen berührt nichts Anderes besagt, als dafs sie eben eine Complexion ausmachen. Dafs dies mit „Zusammenwirken zu einem Effect“ sich kurzweg decke, könnte ich freilich nicht einräumen, da es, wenn die Ausführungen des 1. Abschnittes im Rechte waren, sehr verschiedenartige Complexionen giebt. Dafs aber, was eine gemeinsame Wirkung hat, insofern jedenfalls einen von den mancherlei Complexionsfällen darstellt, halte ich gleichfalls für richtig. Könnte dann der Transponirbarkeit nicht in der That durch Uebereinstimmung in einer solchen gemeinsamen Wirkung trotz Verschiedenheit der Ursachen Rechnung getragen sein, und könnte diese Wirkung nicht in Gefühlen und „gewöhnlichen Vorstellungen“, d. h. eben nicht Vorstellungen von Gegenständen höherer Ordnung, bestehen, oder allenfalls auch in Gefühlen und gewöhnlichen Vorstellungen zusammen?⁵

¹ Psychologie S. 153.

² Diese Zeitschrift 2, 248 ff.

³ Diese Zeitschrift 17, 134 f.

⁴ A. a. O. S. 135.

⁵ Eine Eventualität, die ich gleichfalls übersehen haben soll, vgl. a. a. O. S. 138.

In der That, und ich wiederhole damit eigentlich nur schon längst Eingeräumtes, handelte es sich um gar nichts Anderes als um die Transponirbarkeit, also jene Uebereinstimmung im Wechsel, so könnte das Uebereinstimmende so gut ein Gefühl wie eine beliebige Vorstellung, aber freilich ebenso gut auch eine Wellenbewegung, ein chemischer Vorgang oder sonst irgend etwas sein. Haben wir aber Grund anzunehmen, daß dasjenige, in dem eine in C-Dur und in G-Dur gespielte resp. vorgestellte Melodie übereinstimmt, doch etwas Anderes sein wird als etwa ein Kanonenschuß, ein Nordlicht oder was man sonst möglichst Abenteuerliches ausdenken mag, so kommt darin die Thatsache zur Geltung, daß die freie Hypothesenbildung hier augenscheinlich durch eine directe Empirie eingeschränkt ist, die noch andere Daten beibringt als die Transponirbarkeit. Näher sind es insbesondere zwei ebenfalls schon berührte Dinge, welche mir die Auffassung der ganzen Sache entscheidend zu bestimmen scheinen. Einmal belehrt uns die innere Wahrnehmung darüber, daß wir die Melodie vorstellen: die für diese ohne Zweifel wesentliche „Einheitlichkeit“ ist also eine vorgestellte Einheitlichkeit. Dann aber sagt uns die innere Wahrnehmung doch auch, aus welchen Tönen die gegebenen Falles vorgestellte Melodie gerade besteht: schon der musikalische Laie wird, wenn man ihm ein bekanntes Lied mit Begleitung vorspielt, von den Tönen der letzteren angeben können, daß sie nicht in die erstere hineingehören. Zieht man aber diese beiden Umstände gehörig in Rechnung, dann wird ihnen gegenüber SCHUMANN'S Lösungsversuch sich kaum in günstigem Lichte zeigen.¹

¹ Besonders deutlich scheint mir dies an einem etwas specielleren Falle zu werden, an der Stellung nämlich, die SCHUMANN (a. a. O. S. 137) gegen WITASEK's Anerkennung des Unterschiedes zwischen directer und indirecter (auf Vergleichung gegründeter) Veränderungserkenntniss (*diese Zeitschr.* 14, 403) einnimmt. Weil Vergleichung eben nichts ist als ein Causalfall im obigen Sinne, darum seien auch die beiden Weisen, Veränderung zu erkennen, „gar nicht so verschieden von einander wie WITASEK annimmt“. Halte ich mich hier an das positive Zeugnis jener Erkenntnisquelle, auf deren negatives Zeugnis SCHUMANN sich so oft beruft, die innere Wahrnehmung, so muß ich mit vollster Zuversicht vielmehr so argumentiren: weil die beiden Fälle sich der directen Beobachtung als etwas so Grundverschiedenes darstellen, eben darum ist das Wesen des Vergleichens gewiß nicht durch den bloßen Hinweis auf einen Effect beschrieben, an dem die Vorstellungen der zu vergleichenden Gegenstände betheiligt sind.

Die Meinung ist ja ohne Zweifel die, daß die Einheitlichkeit etwa der Melodie darin besteht, daß die sie ausmachenden Töne eine gemeinsame Wirkung haben, diese Wirkung aber in einem Gefühle oder einer „gewöhnlichen“ Vorstellung¹ oder in Beidem besteht. Ist aber diese Einheitlichkeit eine vorgestellte, so kann sie mit einer sich ohne Rücksicht auf das Vorgestelltwerden, eventuell also auch unvorgestellt abspielenden Causation in keiner Weise zusammenfallen. Es müßte die Causation also vorgestellt, näher, da die innere Wahrnehmung ja von jener Einheit Kenntniß giebt, innerlich wahrgenommen sein, indes, wie bereits erwähnt, die innere Wahrnehmung eine Verursachung gar nicht zum Gegenstande haben kann. Könnte sie es aber auch, so hätten wir dann in der Causalrelation erst recht einen Gegenstand höherer Ordnung vor uns, und sollte dieser neuerlich im Sinne der SCHUMANN'schen Hypothese weginterpretirt werden, so wäre die fehlerhafte unendliche Reihe unvermeidlich. Uebrigens ist auch schon der Appell an die objective Causalität befremdlich genug seitens eines Autors, der erklärter Maassen „versucht, ohne die Annahme besonderer Relationsvorstellungen auszukommen“,² was letztlich doch höchstens dann durchzuführen sein könnte, wenn man sich enthalten kann, Relationen und im Besonderen also auch Causalrelationen vorzustellen, vollends für irgend einen Fall in Betracht zu ziehen.

Es dürfte der Klärung förderlich sein, den Standpunkt, den ich durch das Obige gegenüber SCHUMANN zur Geltung zu bringen versucht habe, auch den Aufstellungen gegenüber zu präcisiren, die SCHUMANN Vorlesungsdictaten G. E. MÜLLER's entnommen hat, um sie als Grundlagen seiner eigenen Auffassung an die Spitze seiner oft erwähnten Abhandlung zu stellen. Zur Charakteristik des darin vertretenen Hauptgedankens mögen folgende Stellen genügen: „Die Sprache bezeichnet ihren Bedürfnissen entsprechend einfache Qualitäten, die einander ähnlich sind, mit einem und demselben gemeinsamen Namen. Da nun ein und dieselbe einfache Qualität gleichzeitig mehreren solchen Gruppen einander ähnlicher und mit gleichem Namen benannter Qualitäten angehört und sich hinsichtlich ihrer Ursachen und Wirkungen ganz wesentlich darnach bestimmt, welchen von jenen Gruppen einfacher Qualitäten sie thatsächlich angehört, so unterscheidet man an der gegebenen einfachen Qualität trotz der Einheitlichkeit ihrer Natur, um ihre Zugehörigkeit zu jenen verschiedenen Gruppen anzudeuten, eine entsprechende Anzahl von Modificationen, deren jede thatsächlich nichts

¹ Daß dabei zunächst wieder an die sich so allgemeiner Beliebtheit erfreuenden Wortvorstellungen gedacht sein dürfte, ergiebt a. a. O. S. 136 oben.

² A. a. O. S. 136.

Anderes bedeutet als Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe gleichbenannter, einander ähnlicher Qualitäten.“¹ „Ebenso wie nun die singular aufgefassen einfachen Qualitäten der Töne, Farben u. s. w. den zwischen ihnen bestehenden Aehnlichkeiten entsprechend, von der Sprache zu Gruppen zusammengefasst und mit Namen benannt werden, so werden nun auch auf collectiv aufgefaste Erscheinungsganze, die hinsichtlich der Art und Weise, wie in ihnen die von einander unterschiedenen Einzelobjecte mit einander verknüpft sind, einander ähnlich oder gleich sind, gleiche Bezeichnungen angewandt.“² Eine „höhere geistige Thätigkeit, ein besonderes beziehendes Wissen“ hat dies nicht zur Voraussetzung. „Alle Fähigkeiten und Erkenntnisse, welche auf ein solches beziehendes Wissen zurückgeführt werden, erklären sich mittels des allgemeinen Satzes, dass Vorstellungen verschiedener collectiv aufgefaster Erscheinungsganze in den Associationen, die sie mit anderen Vorstellungen eingegangen sind, sich für einander substituieren können, falls nur jene Erscheinungsganze hinsichtlich der Art und Weise mit einander übereinstimmen, wie ihre Bestandtheile mit einander verknüpft sind oder hinsichtlich ihrer Beschaffenheit sich zu einander verhalten.“³

Verstehe ich recht, so ist hiermit in betreff der Gegenstände höherer Ordnung und im Besonderen in betreff der Fundirungsgegenstände Folgendes gesagt: Für Stärke und Höhe eines Tones habe ich keine besonderen Vorstellungen; gleichwohl unterscheide ich aber diese Bestimmungen, indem diese durch Bildung besonderer Aehnlichkeitsgruppen und besonderer Ausdrücke für sie zur Geltung kommen. Ebenso ist die Annahme entbehrlich, dass ich von Complexionen oder Relationen besondere Vorstellungen habe: auch Complexionen und Relationen kommen an den Ausdrücken zum Vorschein, die sich an Aehnlichkeits- etwa auch Substituierbarkeitsgruppen im Falle diesmal nicht singularer sondern collectiver Auffassung der Objecte knüpfen. Es giebt also Tonstärke wie Tonhöhe: wir können sie eigentlich nicht vorstellen, aber wir gelangen auf einem Umwege zu ihrer Kenntniss. Und in gleicher Weise giebt es Aehnlichkeit, Zusammenhang u. s. w., kurz Relationen und Complexionen: auch von ihnen wissen wir nur mit Hülfe dessen, was sich an ihr Auftreten associirt; besondere Vorstellungen von ihnen brauchen wir darum noch nicht zu haben.

Gegen die nominalistische Lösung des Abstractionsproblems habe ich bereits vor Jahren, ja eigentlich Jahrzehnten Stellung genommen und hätte heute an dem, was ich einst⁴ ausgeführt habe, kaum mehr zurückzunehmen, als bei einer Erstlings-Publication die Regel sein wird. Auf eine neuerliche Discussion der ersten der beiden oben in Parallele gestellten Thesen kann ich unter solchen Umständen um so leichter verzichten, als die zweite, um deren willen ja auf die erste Bezug genommen

¹ A. a. O. S. 107.

² Ibid. S. 109.

³ A. a. O. S. 111 f.

⁴ „Zur Geschichte und Kritik des modernen Nominalismus“, *Humboldt-Studien* I.

ist, aus sich selbst heraus, wie mir scheint, ihre Unhaltbarkeit erkennen läßt. Wenn mir jede Vorstellung von Relationen und Complexionen fehlt, woher weiß ich dann eigentlich, ja wie kann ich es überhaupt nur ausdenken, daß es Relationen und Complexionen sind, nach deren Aehnlichkeit sich die „collectiv aufgefaßten“ Gegenstände gruppiren? Was ich nicht vorstellen kann, das kann ich sozusagen noch weniger erkennen. Freilich läßt sich ein Gegenstand nicht nur direct, sondern auch indirect vorstellen¹: aber ich kann nicht absehen, wie demjenigen, dem der eigentliche Relations- resp. Complexionsgedanke fehlt, dieser irgendwie ersetzt werden könnte, davon gar nicht zu reden, daß alles indirecte Vorstellen sich bereits mit Hülfe von Relationsvorstellungen vollzieht, beim Fehlen derselben also von vorn herein abgeschnitten wäre.

Nun bliebe aber immerhin noch eine Auffassung offen: inwieweit sie dem in Rede stehenden Dictate gegenüber authentisch ist, thut natürlich auch in diesem Falle nichts zur Sache. Statt zu sagen: an ähnliche Complexionen und Relationen schliessen sich dieselben Termini, könnte man versuchen anzunehmen, das, was ich Inferiora nenne, zusammen mit dem durch sie associirten Worte mache erst die Complexion oder Relation, kurz den sogenannten Gegenstand höherer Ordnung aus. Den Anforderungen der „lex parsimoniae“ wäre damit sicher in besonderem Maasse Rechnung getragen: darf man aber auch hoffen, mit so einfachen Mitteln auszulangen? So viel ich sehe, erweist sich das Gegentheil bereits daran, daß Objecte und Wort mit einander doch irgendwie verbunden gedacht werden müßten: wirklich drängt sich sofort die Annahme associativer Beziehungen auf, die wohl natürlichst als ein Causalfall verstanden, vom Standpunkte der gegenwärtigen Erwägungen aus aber immerhin auch beliebig anders gedeutet werden könnten, da sie für etwas Anderes als irgendwie geartete Relationen nicht zu nehmen sind. Soll nun diese Relation zwischen den Objecten und dem Worte wieder als Association eines weiteren Wortes durch die Objecte und das erste Wort aufgefaßt werden, die so entstehende Relation dann als Association eines dritten Wortes u. s. f. in infinitum? Einmal ist hier die Fehlerhaftigkeit einer solchen unendlichen Reihe sofort handgreiflich, dann aber verweigert ja die Erfahrung schon für das zweite hierzu erforderliche Wort die Verification, da ein solches normalerweise fehlt. Unter allen Umständen erscheint so die ganze Annahme trotz ihres Einfachheitsvorzuges durchaus unzureichend, ihrer Aufgabe gerecht zu werden.

Die charakteristische Einheitlichkeit der Complexion kann somit nicht in einer gemeinsamen Wirkung der Bestandstücke gesucht werden. Nun meint aber SCHUMANN, darthun zu können, daß man sie in keinem Falle in etwas suchen darf, was zu den Bestandstücken neu hinzukommt. Zerschneidet man ein Stück Papier in vier Theile, so ist die dadurch zerstörte Einheitlichkeit nicht selbst ein fünfter Theil.² Mir scheint das Beispiel

¹ Vgl. HUMER-Studien II, S. 87.

² A. a. O. S. 134.

indes nur zu zeigen, wie leicht es in complexionstheoretischen Dingen begegnen kann, eine innerhalb ausreichend enger Grenzen richtige Position durch Verallgemeinerung ihrer Richtigkeit zu berauben. Eine Melodie aus vier Tönen ist gewiß kein fünfter Ton; allgemein: vorgegebene Gegenstände werden nicht dadurch zu einer Complexion vereinigt, daß man einfach noch einen Gegenstand, vollends einen den vorgegebenen Gegenständen gleichartigen, einfach hinzufügt. Wenn aber Gegenstände, die bisher nichts als ein objectives Collectiv abgegeben haben, gleichviel auf welche Weise zu einer Complexion werden, dann liegt am Ende doch „etwas“ vor, was vorher nicht war, und insoweit ist auch etwas hinzugekommen. Aus Früherem ist ersichtlich geworden, daß, was in solchem Falle ganz neu hinzukommt, meiner Meinung nach die mit der Complexion coincidirende Relation ist, bei der es aber natürlich auch noch darauf ankommt, daß sie in der richtigen Relation zu den Bestandstücken der zu bildenden Complexion stehe. Fasse ich Roth, Grün und Verschiedenheit nur einfach zusammen, so ist damit weder die Relation „Verschiedenheit zwischen Roth und Grün“ noch die dieser Relation coincidirende Complexion gedacht.

Ohne aber hier auf derlei nähere Bestimmungen Gewicht zu legen, scheint mir also klar, daß bei der Complexion auf etwas, das zu den Bestandstücken noch charakteristisch hinzukommt, in keinem Falle wird verzichtet werden können. Im Grunde thut dies auch SCHUMANN nicht: liesse sich bereits die Causation als solch ein Hinzukommendes deuten, so vollends das Gefühl resp. die „gewöhnliche“ Vorstellung. Demgegenüber möchte ich vor Allem nicht verschweigen, daß mir persönlich bereits das Zeugniß der inneren Wahrnehmung die ganz ausreichende Gewähr dafür zu bieten scheint, daß es weder auf das Eine noch auf das Andere ankommt, obgleich natürlich manchmal dieses, manchmal jenes oder wohl auch Beides mitgegeben sein mag. Inzwischen giebt es, von bereits in anderem Zusammenhange Dargelegtem¹ jetzt abgesehen, einen der Discussion zugänglicheren Gesichtspunkt, unter dem sich die Unannehmbarkeit auch dieses Theiles der SCHUMANN'schen Hypothese herausstellt. Wie berührt wissen wir, wenn ein Superius vorliegt, mindestens in den allermeisten Fällen auch, welche

¹ Diese Zeitschrift 2, 250.

Inferiora dazu gehören: in Fundirungsfällen wissen wir überdies mit eben so guter Evidenz (wenn es auch keine Evidenz der inneren Wahrnehmung ist), daß zu diesen Inferioren auch gerade dieses Superius gehören muß und kein Anderes dazu gehören kann.¹ Daß Roth und Grün verschieden sein muß und nicht etwa auch gleich sein kann, daß eine vorgegebene Tonfolge eben nur diese Melodie ausmachen kann und keine andere, leuchtet unmittelbar ein. Zwischen Gefühlen und ihrer Vorstellungsgrundlage dagegen trifft man nirgends eine solche Evidenz an. Auf SCHUMANN's „gewöhnliche Vorstellungen“ ganz im Allgemeinen ist dieses Argument nun freilich nicht kurzweg zu übertragen: sicher aber gilt es von den seitens des genannten Autors zunächst ins Auge gefaßten Wortvorstellungen. Concrete Fälle anderer Art namhaft zu machen, in denen es nicht gilt und die auch nicht aus anderen Gründen außer Betracht bleiben müssen, darf ich billig dem Gegner überlassen. Ehe sie aufgezeigt sind, halte ich mich für berechtigt zu vermuthen, daß Vorstellungen von den gewünschten Eigenschaften durchaus nicht schwer aufzufinden, daß sie aber eben keine — „gewöhnlichen“ Vorstellungen sein werden, sondern Vorstellungen von Gegenständen höherer Ordnung.

Sehe ich also recht, so bleibt von SCHUMANN's Ersatzvorschlägen am Ende nur das gute Zutrauen darauf übrig, daß „noch Factoren in Frage kommen, die erst die weitere Entwicklung der Wissenschaft aufzeigt“:² und dieses Zutrauen entzieht sich natürlich kritischer Erwägung. Aber eben so natürlich ist es, daß, wer solche Factoren bereits als maafsgebend aufzuzeigen versucht hat, sich durch so unbestimmte Aussichten nicht wird beirren lassen können.

§ 16. Wahrnehmungsflüchtige Gegenstände.

Als Gesamtergebniß der bisherigen Untersuchungen in betreff der Wahrnehmbarkeit (resp. Pseudo-Wahrnehmbarkeit) von Acten und Gegenständen dürfen wir also festhalten, daß die innere Wahrnehmung das ihr auf den ersten Blick mit so leichter Mühe streitig zu machende Gebiet gegenüber sorgfältigerer Erwägung doch wieder allenthalben behauptet. Zugleich erhebt

¹ Vgl. oben § 7.

² Diese Zeitschrift 17, 136.

sich aber auch die Frage nach den Gründen oder der näheren Beschaffenheit des unstreitig vorhandenen Scheines jener Unwahrnehmbarkeit, der, wie in früherem Zusammenhange bereits berührt¹, der Psychologie innerhalb wie außerhalb ihrer Grenzen schon so vielfach verhängnißvoll geworden ist. Es giebt ja kein wirksameres Mittel, einem trügerischen Scheine seine Kraft zu nehmen, als Einsicht in seine Natur und seine wirkliche Bedeutung.

In diesem Sinne scheint mir ein Umstand Beachtung zu verdienen, der bisher wohl nur deshalb die ihm zukommende Berücksichtigung nicht gefunden hat, weil seit den Tagen DESCARTES' die innere Wahrnehmung stets nur unter dem Gesichtspunkte des erkenntnistheoretischen Fundamentalprincipes eine mehr oder minder summarische Würdigung gefunden hat, von der psychologischen Untersuchung aber ziemlich unberührt geblieben ist. Vielleicht hat auch gerade die eigenthümliche Ausnahmestellung, die dem Wissen aus innerer Wahrnehmung im Vergleich mit allem anderen Wissen von Existenzen eigen ist, die Meinung begünstigt, als könnte es innerhalb des Bereiches der inneren Wahrnehmung keinerlei Verschiedenheiten mehr geben. Dennoch kann man sich leicht vom Vorhandensein solcher Verschiedenheiten überzeugen: sie betreffen zunächst weder den Gewissheits- oder Sicherheitsgrad², noch die Evidenz der Wahrnehmungsurtheile; wer sich aber gewöhnt hat, sich unter einem Datum innerer Wahrnehmung sozusagen etwas Starres, Unveränderliches zu denken, kann darauf hin gar wohl in Zweifel gerathen, ob und wie lange er es hier noch wirklich mit Daten innerer Wahrnehmung zu thun hat.

Wer etwa an einem wolkenlosen Sommertage das Blau des Himmels auf seine Augen wirken läßt, wird sich zunächst der Wahrnehmung dieses Blau nicht leicht entziehen können. Das ist natürlich noch keine innere Wahrnehmung: ja im Hinblick auf physikalische Bedenken mag man Anstand nehmen, einem so wenig gesicherten Urtheile gegenüber überhaupt von Wahrnehmung zu reden. So lange man sich aber von Gedanken dieser Art aus dem Zustande des Naiven nicht herausdrängen läßt, so lange glaubt man jedenfalls an die Existenz dieser

¹ Vgl. oben S. 205f.

² Vorläufiges über diesen Gegensatz habe ich in den *Gött. Gel. Anz.* 1890, S. 71f. mitgetheilt.

Himmelsbläue; und daß er daran glaubt, ist auch dem Naiven zur gegebenen Zeit eine sehr leicht zugängliche Erkenntniß, die nun ihrerseits bereits ohne jeden Zweifel eine Erkenntniß durch innere Wahrnehmung ist. Weiter kostet es auch gewiß kein Besinnen, dasjenige namhaft zu machen, was an dem Gegenstande einer solchen Erkenntniß sozusagen zunächst in die Augen springt: was man hier durch innere Wahrnehmung mit, man möchte fast sagen, unübertrefflicher Zuverlässigkeit weiß, ist dies, daß das, was man sieht, die Himmelsbläue ist, oder vielleicht noch deutlicher: daß sie eben das ist, was man sieht, eine Wendung, die im gegenwärtigen Zusammenhange hoffentlich niemand als bloße Paraphrase des vielberufenen „Satzes der Identität“ mißverstehen wird. Der Schauende kann nun versuchen, sich die Natur dessen, was er als (pseudo-existirendes) Object seines Schauens erkennt (es könnte natürlich eben so gut auch hallucinirt sein, ohne der Richtigkeit der Erkenntniß aus innerer Wahrnehmung Eintrag zu thun), noch klarer zu machen. Vielleicht wird er dabei zu erheblichen Erfolgen nicht mehr fortschreiten können: aber er kann beim Gegenstande seines Schauens praktisch gesprochen verweilen, so lange er will, ohne daß die Deutlichkeit und Zuverlässigkeit, mit der er über den Gegenstand seines Schauens Bescheid weiß, dadurch merklich herabgesetzt würde.

Man vergleiche dies nun mit der Leistung innerer Wahrnehmung, die seitens desjenigen vorliegt, der einen bestimmten Entschluß gefaßt hat und um diesen Entschluß, wie das doch die Regel ist, weiß. Ich meine dabei nicht zunächst das, was die innere Wahrnehmung in betreff des Gegenstandes eines solchen Entschlusses verräth. Trotz der Volksthümlichkeit der Wendung: „er weiß nicht, was er will“ dürfte gerade in dieser Hinsicht der Aufschluß, den die innere Wahrnehmung giebt, nicht erheblich hinter dem zurückbleiben, was das Beispiel vom blauen Himmel geboten hat, und das eben berührte volksthümliche „Nicht-wissen“ ist wohl meist ein wenig glücklicher Ausdruck für das unmotivirt rasche Wechseln des Begehrungszieles. Nun sagt aber dem Wollenden die innere Wahrnehmung, wie wir wissen, nicht nur, was gewollt wird, sondern auch, ja in gewissem Sinne vor Allem, daß gewollt wird; der Naive hat auch über die Zuverlässigkeit und Bestimmtheit dieses Wissens zu klagen keinen Anlaß. Wenn jedoch etwa der Psycholog

daran gehen will, sich die Natur dessen, was ihm da als Wollen vorliegt, ähnlich klar zu machen wie die Natur dessen, was im ersten Beispiel dem Blicke des Schauenden sich aufdrängte, so ist das Ergebniss ein wesentlich ungünstigeres. Es ist, als ob das zu Untersuchende sich hier um so leichter dem Erkennen entzöge, je beharrlicher man auf dessen Erfassung bedacht ist: man findet Gefühle, wohl auch Vorstellungen, sicher mindestens allerhand Vorstellungsobjecte, und kann, wie das an älteren und neueren Theorien des Wollens deutlich geworden ist, am Ende in recht ernste Zweifel gerathen, ob man zu Anfang der Untersuchung ein Wollen wirklich vorgefunden hat.

Wie sehr dem gegenüber die gesehene Himmelsbläue des ersten Beispiels im Vorthelle ist, läßt sich nun nicht verkennen. Der Gegensatz könnte aber noch stärker zur Geltung gebracht werden, wenn an Stelle des Wollens gewisse intellectuelle Operationen, wie Abstrahiren oder Vergleichen, ja das Urtheilen und am Ende das Vorstellen selbst herangezogen würde. Einigermassen ins Klare darüber zu kommen, worin dieser Gegensatz seinen Grund hat, ja auch nur worin er eigentlich besteht, wäre gewiss ein in hohem Grade dankenswerthes Unternehmen. Sicher wird die natürliche Unbeständigkeit mancher psychischer Geschehnisse, die so leicht in blos dispositionelle Zustände übergehen wie Wollen oder Urtheilen, daran nicht ohne Antheil sein; aber gewiss liegt daran nicht Alles, muthmaasslich auch nicht das Meiste. Vor weiterer Untersuchung klar ist aber die teleologische Seite der Sache, die allgemein in der Behauptung zum Ausdruck zu bringen wäre, daß physische immanente Objecte sich normaler Weise der inneren Wahrnehmung gegenüber im Vergleiche mit psychischen Acten in einer Vorzugsstellung befinden, die nicht sowohl in der Beschaffenheit der auf diese resp. jene gerichteten Wahrnehmungsurtheile, also insbesondere deren Gewissheit und Evidenz, als in ihrer Fähigkeit zur Geltung kommt, sich dem Wahrnehmen und Beachten, wohl gar Beobachten gegenüber sozusagen zu behaupten. Ich will, was in dieser Weise an den psychischen Acten zu Tage tritt, kurz als deren grössere Wahrnehmungsflüchtigkeit bezeichnen, wobei diesem Worte vorerst keine andere Aufgabe zufällt als die, einen der näheren Untersuchung noch bedürftigen Thatbestand durch Benennung desselben dieser Untersuchung entgegenzuführen. Ob der Terminus verdient,

auch über eine solche Untersuchung hinaus beibehalten zu werden, das wird mit durch sie festzustellen sein.

Solche relative Wahrnehmungsflüchtigkeit kommt nun aber nicht nur den psychischen Acten zu, sie ist unter Umständen auch an immanenten Gegenständen anzutreffen, eventuell sogar, was im Grunde besonders befremdlich sein könnte, selbst bei jenen Gegenständen, deren Vorzugsstellung gegenüber der inneren Wahrnehmung oben durch das Beispiel vom Himmelsblau beleuchtet werden sollte. Letzterer Fall tritt dann ein, wenn die betreffenden Objecte nicht Gegenstände von Wahrnehmungs- sondern von Einbildungsvorstellungen sind. Bekanntlich ist die Fähigkeit, etwa sensible Qualitäten einzubilden (ich meine nicht, zu halluciniren, sondern blos Einbildungsvorstellungen derselben zu concipiren), individuell außerordentlich verschieden. Gesetzt nun, einer sei seiner Fähigkeit, z. B. Farben einzubilden, völlig sicher; dann kann immer noch die in mehr als einer Hinsicht wichtige Frage aufgeworfen werden, wie lange er eine solche Einbildungsvorstellung, zunächst also wieder den Gegenstand derselben, festzuhalten vermag. Zur Beantwortung der Frage läßt sich natürlich nur auf experimentellem Wege gelangen: die Aufgabe aber, anzugeben, ob zu bestimmter Zeit der eingebildete Gegenstand als solcher noch gegenwärtig sei oder nicht, fällt natürlich der inneren Wahrnehmung zu. Nun haben Vorversuche, die im Grazer psychologischen Laboratorium hierüber angestellt worden sind, allerdings ergeben, daß die Maximalzeit, während welcher ein solches Festhalten sich durchführen läßt, erstaunlich kurz ist; noch auffälliger sind aber die Schwierigkeiten, mit denen das Versuchssubject zu kämpfen hat, wenn es den Zeitpunkt, in dem ihm das eingebildete Object eben nicht mehr gegenwärtig ist, durch irgend eine Bewegung zu markiren bemüht ist. Ich kann nicht wohl daran zweifeln, daß hier Wahrnehmungsflüchtigkeit vorliegt, die hier sicher nicht den Act, sondern den (pseudo-existirenden) Gegenstand betrifft, da der Beobachter seine Aufmerksamkeit ganz fraglos zunächst dem letzteren zuwendet.

Daß, was eben von physischen Gegenständen gezeigt wurde, noch in weit höherem Maasse von psychischen Gegenständen gelten wird, bedarf keiner Ausführung. Dem besonderen Vorwurfe der gegenwärtigen Darlegungen steht nun aber ein anderer Fall von Wahrnehmungsflüchtigkeit bei Gegenständen ungleich

näher. Es handelt sich nämlich dabei direct um unsere Gegenstände höherer Ordnung, wie man leicht genug erfahren kann, wenn man etwa beim Vergleichen eines rothen mit einem grünen Felde sich das Wesen des Verschiedenheitsgedankens klar zu machen sucht. Wer an Verschiedenheit denkt, denkt ohne Zweifel an „etwas“; indem man nun aber der Natur dieses „etwas“ nachzugehen versucht, begegnet es leicht genug, daß gerade das Gesuchte entschlüpft und nichts übrig bleibt als die beiden Gegenstände Roth und Grün. Aehnliches kann man am Gedanken der Melodie, der Summe, der Unmöglichkeit, des Zusammenhanges erleben u. s. f. Um ihr Vorhandensein auf directem Wege, durch Wahrnehmung also, zu wissen, fällt, so lange das für theoretische Bearbeitung unerläßliche Festhalten nicht erfordert wird, durchaus nicht schwer: beim Versuche des gleichsam innerlich Fixirens versagt die innere Wahrnehmung dagegen nur zu leicht. Näher ist es hier offenbar in erster Linie die Relation, der die Wahrnehmungsflüchtigkeit anhaftet: natürlich wird aber die coincidirende Complexion mitbetroffen, wo es gilt, diese im Gegensatze zu den sie ausmachenden Gliedern zu erfassen.

Man wird darauf hin nicht ohne Weiteres behaupten dürfen, daß Gegenstände höherer Ordnung als solche wahrnehmungsflüchtig sind: denn eine Linie, eine continuirlich umgrenzte Figur u. dgl. lassen sich, obwohl es, wie wir wissen, Complexionen sind, gar wohl in der inneren Wahrnehmung festhalten. Dagegen wird man wohl ein Recht haben, Wahrnehmungsflüchtigkeit allen jenen Gegenständen höherer Ordnung zuzusprechen, deren nächste Inferiora noch nicht gegen einander resp. gegen ihr Superius analysirt sind. Wo Relationen explicite, also nicht etwa nur in den coincidirenden Complexionen, vorgestellt werden, kann erstere Analysirtheit nicht leicht, letztere gar nicht fehlen: Relationen werden also wohl jederzeit wahrnehmungsflüchtig sein. Bei Complexionen mit unanalysirten Bestandstücken hingegen scheint Gleiches niemals der Fall zu sein: es ist, als ob hier die Bestandstücke an die ihnen gleichsam besonders fest anhaftende Relation etwas von ihrer Wahrnehmungsbeständigkeit abgäben, die dann natürlich auch der Complexion als Ganzem zu Statten kommt. Werden die betreffenden Inferiora nachträglich doch einer erfolgreichen Analyse unterworfen, so hat das auch die Wahrnehmungsflüchtigkeit des

Superius zur Folge: nur unanalysirbare Complexionen sind Veränderungen dieser Art augenscheinlich nicht mehr ausgesetzt.

So gewiß nun auch in dieser Sache die nähere Untersuchung noch überall aussteht, das Beigebrachte dürfte doch ausreichen, den Widerspruch einigermaassen verständlich zu machen, in dem der erste Anschein bezüglich des Competenzbereiches der inneren Wahrnehmung zum Ergebniss etwas näherer Untersuchung steht. Wer auf die Thatsache der Wahrnehmungsflüchtigkeit nicht Bedacht nimmt, dem wird in den uns nun etwas näher bekannten Fällen die innere Wahrnehmung geradezu um so gewisser den Dienst versagen, je nachdrücklicher und hartnäckiger er auf ein klares, gegenüber jedem Nebengedanken gesichertes Erfassen der betreffenden Thatbestände hindrängt.

Dritter Abschnitt.

Ueber das Vorstellen und Wahrnehmen des zeitlich Vertheilten.

§ 17. Fragestellung.

Es wird der Würdigung der Wahrnehmungsschwierigkeiten, wie wir sie bei den Gegenständen höherer Ordnung angetroffen haben, förderlich sein, nun auch der Thatsache zu gedenken, daß solche Schwierigkeiten unter Umständen auch bei Inferioren auftreten. Wir bleiben dabei insofern durchaus im Zusammenhange der bisherigen Untersuchungen, als Thatbeständen, in denen Inferiora als solche zur Geltung kommen, auch die Superiora als Correlate nicht fehlen können, ausserdem aber gerade von solchen Fällen zu reden ist, wo in der Regel das betreffende Superius die Stellung der Hauptsache einnimmt, d. h. im Centrum der Aufmerksamkeit resp. innerhalb der Urtheilssphäre¹ sich befindet, indes die zugehörigen Inferiora zunächst die Rolle des unentbehrlichen aber meist zurücktretenden Substrates zu spielen haben.

Näher handelt es sich hier insbesondere um solche Gegenstände höherer Ordnung, deren Inferiora zeitlich auseinanderliegen, wie man fürs Erste mit einer sogleich zu verbessernden

¹ Was mich zur Aufstellung dieses Begriffes geführt hat, findet man dargelegt in *dieser Zeitschrift* 6, 369 ff.

Ungenauigkeit sagen kann. Als typisches Beispiel kann etwa die Melodie oder sonst einer jener Fälle dienen, die EHRENFELS unter dem Namen der „zeitlichen Gestaltqualitäten“ zusammengefasst hat.¹ Besteht die Melodie aus den sie ausmachenden Tönen, ist es ausgeschlossen, das Superioris vorzustellen, ohne die Inferiora, dann kann die Melodie nicht vorgestellt werden, ehe sämtliche sie ausmachende Töne gegeben sind, also wenigstens, wo die Melodie gehört, nicht bloß phantasirt wird, nicht vor dem Auftreten des letzten Tones. Aber auch von den vorhergehenden Tönen scheint keiner fehlen zu dürfen, so daß zum Vorstellen einer Melodie das gleichzeitige Vorstellen sämtlicher sie ausmachender Töne unerläßlich erscheint. Ist dem so, dann haben wir in diesen zugleich vorgestellten Tönen jedenfalls Gegenstände vor uns, deren Pseudo-Existenz sich der inneren Wahrnehmung, wenn überhaupt, so sicherlich nicht ungesucht verräth, so daß diese sich hier den Tönen gegenüber schwerlich in günstigerer Lage befände als gemäß früheren Erwägungen der Melodie oder anderen Gegenständen höherer Ordnung gegenüber. Ja es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß hier die innere Wahrnehmung ihr Zeugniß noch viel beharrlicher weigert, so daß die Frage, ob die Thatsachen, für die dieses Zeugniß verlangt wird, überhaupt existiren, sich hier ungleich kräftiger Geltung verschafft, als in den bisher besprochenen Fällen.

Der Umkreis der hiermit aufgeworfenen quaestio facti betrifft nicht nur die eben berührten „zeitlichen Gestaltqualitäten“. Auch wenn man zwei Objecte mit einander vergleicht, begegnet es nicht selten, daß man eines nach dem anderen vorstellt und sich eines Zugleichvorstellens beider nicht recht besinnen kann. Immerhin aber sind Fälle, wo die zeitliche Verschiedenheit der Inferiora mehr den Charakter des Zufälligen an sich trägt, die Ausnahmen, oder stellen wenigstens die minder auffälligen Thatbestände dar, so daß die Untersuchung sich besser zunächst an Inferiora hält, bei denen das Nacheinander in irgend einer Weise zum Wesen der Sache gehört. Wir betreten damit das That-sachengebiet, dem SCHUMANN's oft erwähnter Aufsatz schon seinem Titel nach, also in besonders directer Weise gewidmet ist. Daß SCHUMANN jenes Zugleichvorstellen des zeitlich Verschiedenen nicht als Thatsache gelten lassen zu dürfen meint, kann nach

¹ Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. 1890, 263 ff.

Früherem Niemanden überraschen. Seinen Standpunkt theilt in der Hauptsache W. STERN, der sich durch seine dankenswerthen Forschungen über das Vorstellen und Beurtheilen von Veränderungen¹ ein besonderes Anrecht darauf erworben hat, in dieser Angelegenheit gehört zu werden.

Inzwischen handelt es sich hier nur um Schwierigkeiten, auf die ich bereits in meiner Abhandlung über psychische Analyse nachdrücklich genug hingewiesen zu haben hoffe² und denen gegenüber ich dort auch bereits Stellung genommen habe. Dafs ich mich hier gleichwohl nicht begnüge, auf diese Ausführungen einfach zu verweisen, hat in Unklarheiten seinen Grund, die ich damals, zunächst wohl, weil ich Inhalt und Gegenstand noch nicht gehörig auseinanderhielt, nicht zu beseitigen vermochte. Vielleicht bin ich jetzt im Stande, das Wesentliche der Sache klarer und darum auch überzeugender darzulegen.

§ 18. Vorstellungs- und Gegenstandszeit. Die Zeitvertheilung.

Mehr als bei vielen anderen Dingen hängt hier die Einsicht in die Sachlage an der Sorgfalt und Präcision im Durchdenken der hier maßgebenden Begriffe. Dafs derartige Bemühungen solchen, denen sie, gleichviel weshalb, zu anstrengend sind, für „scholastisch“ gelten, weiß ich: aber es wäre am Ende doch ein seltsames Vorrecht, wenn die Psychologie oder ihr verwandte Wissenschaften es wirklich dem Belieben des Forschers freistellten, sich die Arbeit nach Wunsch leicht zu machen.

Vor Allem wichtig scheint mir die ausreichende Beachtung der bereits im Analysen-Aufsatz hervorgehobenen Thatsache, dafs, wo vorgestellt wird, das Zeitmoment in mehr als einer Weise betheiligt sein kann. Ich habe dies durch den terminologischen Gegensatz zwischen „äußerer“ und „innerer Vorstellungszeit“ zum Ausdruck zu bringen versucht³; aber die sonst schon viel gebrauchte Gegenüberstellung von Außen und Innen scheint gerade hier den charakterisirenden Werth nicht zu haben, den ich ihr beimaß. Ueberdies aber stehen mir heute, wie ich hoffe,

¹ Eigentlich mehr noch als dessen „Psychologie der Veränderungsauffassung“ kommt für den gegenwärtigen Zusammenhang in Frage dessen Abhandlung „Psychische Präsenzzeit“, *diese Zeitschrift* 13, 325 ff.

² *Diese Zeitschrift* 6, 444 ff.

³ A. a. O. S. 438 f.

die terminologischen Hilfsmittel zu Gebote, unter deren Anwendung sich ohne blos symbolischen Wortgebrauch und wohl auch richtiger als durch diesen sagen läßt, worauf es hier eigentlich ankommt.

Hält man, wie wir es oben gethan haben, an jeder Vorstellungsthatsache Act, Inhalt und Gegenstand auseinander, so ergiebt dies vorerst rein äußerlich die Möglichkeit, bei einer Vorstellungsthatsache sozusagen an drei verschiedenen Stellen derselben von Zeit zu reden. Da nichts existirt, ohne zu bestimmter Zeit zu existiren, so giebt es auch keinen Vorstellungsact, dem die Zeitbestimmung fehlte, ebenso wenig natürlich einen solchen Vorstellungsinhalt, nur daß man es sofort als selbstverständlich betrachten wird, daß die Zeitbestimmung des Actes und des zugehörigen Inhaltes zusammenfällt. Muß ich sonach, wenn ich vorstelle, zu bestimmter Zeit vorstellen, so muß ich doch, wie ich seinerzeit dargethan habe¹, nicht geradezu jedesmal das, was ich vorstelle, in zeitlicher Bestimmtheit vorstellen; immerhin wird es aber sehr häufig geschehen, und gerade mit Fällen dieser Art haben wir es im Folgenden zunächst zu thun. Wir können also ohne Gefahr irgend eines Mißverständnisses von Actzeit, Inhaltszeit und Gegenstandszeit reden, wenn wir uns nur hüten, unter der letzteren etwa die Zeit zu verstehen, zu der der Vorstellungsgegenstand pseudo-existirt. Um indess auch für diese, im Principe zunächst vierte Zeitbestimmung nicht ohne jeden Ausdruck zu sein, wollen wir diese Zeit für den Ausnahmefall, dass auch von ihr ausdrücklich gesprochen werden muß, als Pseudo-Gegenstandszeit bezeichnen.

Die Complication, die in diesem Auseinanderhalten von nicht weniger als viererlei Zeitbestimmungen gelegen scheint, verschwindet zu einem guten Theile, wenn man das thatsächliche Verhältniß dieser Zeitbestimmungen zu einander in Rücksicht zieht. Ist es richtig, daß, wie eben berührt, Actzeit und Inhaltszeit unvermeidlich zusammenfallen — wir kommen übrigens auf diesen Punkt noch einmal zurück — dann kann man diese beiden Bestimmungen ohne Schaden unter dem einen Namen „Vorstellungszeit“ zusammennehmen. Was aber eben als Pseudo-Gegenstandszeit benannt wurde, ist in Wahrheit nichts weiter als noch einmal die Inhalts- also die Vorstellungszeit; denn die

¹ A. a. O. S. 447 ff.

Zeit, da das Vorgestellte „in der Vorstellung existirt“, somit, wie wir wissen, pseudo-existirt, ist eben die Zeit, da das Betreffende vorgestellt wird. So steht der Vorstellungszeit eigentlich nur noch die Gegenstandszeit gegenüber¹, und hier ist von einer nothwendigen oder auch nur die Regel ausmachenden Coincidenz dieser beiden Zeiten ganz und gar keine Rede. Der Beweis liegt in der trivialen Thatsache, daß ich jetzt nicht nur Gegenwärtiges, sondern auch Vergangenes und Künftiges, nämlich etwas als vergangen bzw. als künftig vorstellen kann. Die Frage nun, ob die hiermit erwiesene Unabhängigkeit der Gegenstandszeit von der Vorstellungszeit gewisse Grenzen hat, ist eigentlich das, was uns im gegenwärtigen Zusammenhange etwas näher beschäftigen muß.

Mit den Zeitbestimmungen, von denen bisher ausschließlich die Rede war, sind jene punctuellen Daten gemeint, die sich zur Zeitstrecke in analoger Weise verhalten, wie die punctuellen Raumdaten, die Ortsbestimmungen, zur Raumstrecke. Das Verhältniß zwischen Vorstellungs- und Gegenstandszeit betrifft aber natürlich auch die Zeitstrecken. Zu einer präzisen Fragestellung in dieser Richtung führt die Berücksichtigung des gleichfalls bereits in der Abhandlung über psychische Analyse² hervorgehobenen Unterschiedes zwischen Vorstellungsgegenständen oder auch Wirklichkeiten, deren Natur einer Zeitstrecke bedarf, um sich zu entfalten, gegenüber solchen, deren Charakteristik sich in einem einzigen Zeitpunkte, einem zeitlichen Querschnitte gleichsam, zusammengedrängt findet, ohne natürlich der Gebundenheit dieses Schnittpunktes an eine Zeitstrecke irgendwie zu präjudiciren. Es liegt nahe für Thatsachen, bzw. Gegenstände dieser Art die Bezeichnungen „Streckenthatsache und Punktthatsache“, bzw. „Streckengegenstand und Punktgegenstand“ vorzuschlagen, erforderlichen Falles noch versehen mit einer den zeitlichen Charakter dieses Gegensatzes andeutenden Bestimmung, da das Analogon desselben auch auf räumlichem Gebiete nicht fehlt. Aber solche Benennung wäre undeutlich: kann man weder dem Raumpunkte noch dem Zeitpunkte als solchen Existenz beimessen, so bleibt es immer mißverständlich, ein Wirkliches im Raume resp. in

¹ Uebereinstimmend unterscheidet HÖFLER (Psychologie S. 352) „Zeit des Actes“ und „Zeit des Inhaltes“ indem er noch „Inhalt“ sagt, wo richtiger „Gegenstand“ zu sagen wäre.

² A. a. O. S. 448.

der Zeit, das insofern jedenfalls streckenhaft ist, als punctuell zu bezeichnen. Dagegen möchte der Kern des in Rede stehenden Gegensatzes zwar nicht darin zu suchen sein, ob der Gegenstand eine Zeitstrecke einnimmt, denn die nimmt er immer ein¹, wohl aber darin, ob und wie der Gegenstand in dieser Zeitstrecke vertheilt ist. Der Farbe, dem Tone als solchem fehlt solche Vertheilung: der Melodie, dem Farbenwandel kommt sie in bestimmter Weise zu. Redet man aber einmal von einem andauernd erklingenden Tone, von einer unverändert bleibenden Farbe, so ist auch das ein Fall von Zeitvertheilung, so gewiß nicht nur Bewegung sondern auch Ruhe einen Fall von Zeitvertheilung darstellt. Ich stelle in diesem Sinne im Folgenden den zeitlich distribuirten oder zeitvertheilten Gegenständen resp. Thatsachen zeitlich indistribuirte gegenüber: eine analoge Unterscheidung in Betreff räumlicher Vertheilung ist natürlich innerhalb der engeren Grenzen des einer räumlichen Bestimmung überhaupt Zugänglichen ebenso anwendbar, wird uns aber im Weiteren nicht zu beschäftigen brauchen, so dass im gegenwärtigen Zusammenhange für „zeitlich distribuiert“ auch wohl kurzweg „distribuiert“ wird gesagt werden können. Diese Ausdrucksweise vorausgesetzt, läßt sich das Hauptproblem des Verhältnisses von Gegenstands- zu Vorstellungszeit in die Frage fassen: kann oder muß wohl gar die Vorstellung eines distribuirten Gegenstandes selbst eine distribuirte Thatsache sein?

Im Grunde ist freilich auch diese Formulirung für unsere Bedürfnisse noch zu allgemein. Es könnte ja sehr wohl sein, daß die Vorstellung was immer für eines Gegenstandes nach ihren den Gegenstand nicht betreffenden, also ihren aufserinhaltlichen Eigenschaften einen charakteristischen Verlauf zeigt, demgemäß sie aufserinhaltlich für distribuiert gelten muß. Was für uns Wichtigkeit hat, ist dagegen, wie es in dieser Hinsicht mit dem Inhalte bewandt ist, wenn der dem Inhalte doch in gewisser Weise correlative Gegenstand eine charakteristische Zeitvertheilung aufweist. Man könnte auch so fragen: wenn ein zeitlich distribuirter Gegenstand vorgestellt werden soll, kann oder muß dem Nacheinander des Gegenstandes ein Nacheinander des Inhaltes entsprechen? — oder kürzer, obwohl nun wieder

¹ Deshalb ist auch EHRENFELS' Gegenüberstellung des Zeitlichen und Unzeitlichen hier nicht einfach herüberzunehmen.

undeutlich: ist Zeit erforderlich, um ein zeitlich Ausgedehntes vorzustellen?

§ 19. Distribuirte Gegenstände gegenüber distribuirten Inhalten.

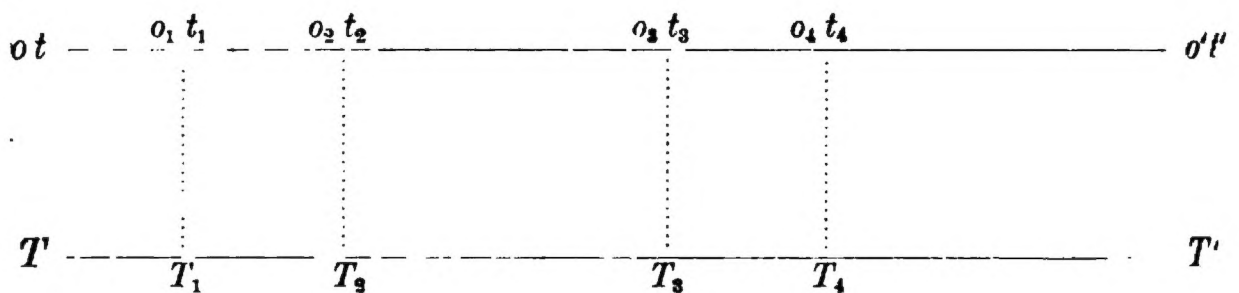
Versucht man, was an und für sich gewiß correct ist, die Frage empirisch an der Hand irgend eines concreten Beispiels zu entscheiden, so scheint sich die Antwort so ungezwungen einzustellen, als läge hier überhaupt kein Problem vor. Es handle sich etwa darum, eine Bewegung vorzustellen. Man wird zu einer solchen Vorstellung häufig am besten dadurch gelangen, daß man einer sich wirklich vollziehenden Bewegung mit dem Blicke folgt; je nach den Orten, die das Bewegte zu verschiedenen Zeiten einnimmt, erhält der Beschauer annähernd zu den nämlichen Zeiten entsprechend verschiedene Empfindungen, und ist die letzte dieser Empfindungen vorüber, dann hat der Beobachter eben auch aufgehört, die Bewegung zu sehen. Mit der Gegenstandszeit geht hier also allem Anscheine nach die Inhaltszeit durchaus parallel; es scheint ausgeschlossen, letztere auf einen Punkt zusammenzudrängen. So weit geht hier der Parallelismus, daß Gegenstands- und Vorstellungszeit hier geradezu ungefähr zu coincidiren scheinen. Daß dem nicht überall so ist, lehrt nun freilich die Empirie schon am wachen¹, noch deutlicher am träumenden Subject²; aber das scheint vorerst doch nur darauf hinzuweisen, daß jener Parallelismus zwischen den beiden Zeiten sich in verschiedenen Fällen durch verschiedene Weisen functioneller Abhängigkeit der einen Zeit von der anderen bestimmt, daß jedoch übrigens jedenfalls und der Natur der Sache nach der gegenständlichen Strecke stets eine inhaltliche Strecke gegenübersteht.

Es bleibt, seltsamerweise, möchte man fast sagen, erst einer apriorischen Erwägung überlassen, den hier der Empirie anhaftenden Schein der Einfachheit und Selbstverständlichkeit zu zerstören: übrigens aber ist diese Erwägung selbst der einfachsten und durchsichtigsten eine. Greifen wir, um hierüber ins Reine zu kommen, noch einmal auf das Beispiel von der

¹ Vgl. HÖFLER, Psychologie S. 352 f.

² Ein Beispiel, übrigens kaum eines der auffallendsten, berichtet L. W. STERN in *dieser Zeitschr.* 13, 336.

gesehenen Bewegung zurück. Eine Kugel z. B. durchlaufe in der Zeit TT' eine Wegstrecke OO' : das Wahrnehmen dieser Bewegung aber bestehe darin, daß ungefähr gleichzeitig die durch das jeweilige Zusammengegebenen gewisser Orts und Zeitbestimmungen, also gewisser O mit gewissen T charakterisirten Zustände unserer Kugel, z. B. $O_1 T_1$, $O_2 T_2$ u. s. f. hinter einander (in Wahrnehmungsvorstellungen) vorgestellt werden. Bezeichnen wir die in dieser Weise nach einander pseudo-existirenden Vorstellungsgegenstände mit den entsprechenden kleinen Buchstaben, so können wir die Weise, wie diese Pseudo-Existenzen sich auf die Zeitstrecke TT' vertheilen, durch zwei parallele Linien veranschaulichen, auf deren unterer etwa die Punkte der wirklich ablaufenden Zeit, auf deren oberer die zur



betreffenden Zeit pseudo-existirenden Vorstellungsobjecte nach den uns zunächst wesentlichen Bestimmungen vertheilt sind. Fassen wir hier etwa die Zeitstrecke $T_1 T_2$ ins Auge, so erhellt unmittelbar, daß innerhalb derselben besten Falles nur die Gegenstandsstrecke von $o_1 t_1$ bis $o_2 t_2$ zur Geltung kommt, nicht aber irgend ein früherer oder gar späterer Theil der Gesamtstrecke. Ebenso wird in der Zeitstrecke $T_3 T_4$ höchstens die Strecke $o_3 t_3$ bis $o_4 t_4$ vorgestellt. Man hat also schon deshalb kein Recht, die Zeitstrecke TT' als Vorstellungszeit für die Vorstellung des Gegenstandes oo' oder tt' anzusprechen, da diese Gesamtstrecken thatsächlich in der betreffenden Zeit unter den gegebenen Voraussetzungen gar nicht vorgestellt werden. Dies wird noch auffälliger, wenn man erwägt, daß, was eben als „besten Falles“ zutreffend bezeichnet worden ist, näher besehen überhaupt nicht zutrifft. Denn was eben von der ganzen Zeitstrecke TT' dargethan wurde, gilt natürlich in bekannter Weise nun auch wieder von beliebig kleinen Theilstrecken, so daß die letzte Consequenz der in Rede stehenden Auffassung die ist, daß überhaupt keine Strecke vorgestellt wird, sondern blos in jedem Punkte der Zeitstrecke TT' ein anderer Punkt der Gegenstands-

strecke tt' bez. oo' . Und was hier unter Zugrundelegung des einfachsten Verhältnisses zwischen Vorstellungs- und Gegenstandszeit dargelegt wurde, gilt natürlich auch von jedem anderen Verhältnisse, das darauf hinausläuft, die Gegenstandszeit auf die Theilstrecken, ja schliesslich auf die Punkte der Vorstellungszeit aufzuthellen, gleichviel, wie diese Auftheilung sich sonst vollziehen mag. Man sieht daraus, daß der zunächst so selbstverständlich aussehenden Annahme, zum distribuirten Gegenstande müsse eine distribuirte Vorstellung gehören, so viel Schwierigkeiten im Wege stehen, daß man, wenigstens für Fälle der eben betrachteten Art, gar nicht zugeben darf, daß dies überhaupt möglich ist.

Freilich kann man fürs Erste versuchen, diese Consequenz durch Hinweis auf fernere und nähere Analogien abzulehnen. Die Kugel, von der eben im Beispiele die Rede war, durchmisst ein Stück ihres Weges nach dem anderen: und doch trägt niemand Bedenken zu sagen, sie habe in der Zeit TT' den Weg OO' durchlaufen. Auch von einem Buche sagt man unbedenklich, man habe es ganz durchgelesen, wenn man eine Seite um die andere durchgelesen hat. Man kann in diesem Falle auch mit ziemlicher Richtigkeit behaupten, man habe alle Zeilen, oder auch alle Buchstaben in den Zeilen gesehen, und daß dabei die Buchstaben alle zugleich existiren, ist unwesentlich: derselbe Erfolg hätte sich in der Hauptsache auch eingestellt, wenn etwa ein Buchstabe nach dem anderen isolirt in unser Gesichtsfeld getreten wäre. Wie kommt es, darf man billig fragen, daß in allen Fällen dieser Art die an der obigen schematischen Figur gekennzeichnete Schwierigkeit nicht zur Geltung kommt? Allein die Antwort liegt hier sofort zu Tage: man kann ja Gründe haben, unter dem Namen Eines Gegenstandes zu vereinigen, was in Wahrheit nichts als ein objectives Collectiv von Gegenständen ist; und liegen diese zeitlich auseinander, dann steht auch dem successiven Erfassen dieser Einzelgegenstände und damit auch dem successiven Erfassen des im Grunde nur conventionell so genannten Einen Gegenstandes nichts im Wege. Handelt es sich dagegen um einen wirklich einheitlichen Gegenstand mit successiven Theilen, dann kann successives Vorstellen eben nur die Theile erfassen, nicht aber das Ganze, so daß sich allgemein behaupten läßt: distribuirte Gegenstände höherer Ordnung können nur mittels indistribuirter Inhalte vorgestellt

werden; die zeitlich verschieden bestimmten Inferiora müssen dem Vorstellen zugleich, wenn auch natürlich nicht als gleichzeitig, gegeben sein.

Man wird vielleicht einwenden, daß, wer die bloße Succession der Vorstellungen von den Inferioren für unzureichend erkannt hat, noch keineswegs auf die Annahme simultanen Vorstellens derselben angewiesen sei. Es handelt sich ja auch hier wie bei allen Superioren, zunächst um ein Uebereinstimmendes auch für den Fall, daß die Inferiora wechseln: könnte dieses Uebereinstimmende nicht in einer charakteristischen Relation zwischen den zeitlich an einander stoßenden Inferiorenvorstellungen bestehen? Die Annahme von Realrelationen zwischen Gliedern, deren eines dem anderen zeitlich folgt, wird ja auch aus anderen Gründen kaum zu vermeiden sein. Gleichwohl ist dieses Auskunftsmittel unzureichend: das Superius ist ja, wie bereits im zweiten Abschnitte zu erwägen war, gegenständlich mehr als das objective Collectiv der Inferiora. Es genügt nicht, daß der psychische Zustand dessen, der die Melodie vorstellt, irgendwie verschieden ist vom Zustande dessen, der bloß die einzelnen Töne hinter einander vorstellt: das, worin diese Verschiedenheit begründet ist, muß vielmehr innerhalb der Sphäre dessen liegen, was er thatsächlich vorstellt. Ueber die Realrelation zwischen den succedirenden Vorstellungen könnte ihn freilich allenfalls die innere Wahrnehmung unterrichten: aber abgesehen von der Unnatürlichkeit, etwa zum Vorstellen einer Melodie die innere Wahrnehmung heranzuziehen, wäre damit das ganze Problem nur zurückgeschoben. Es käme ja wieder darauf an, in welcher Weise nun die Relation zwischen succedirenden Gliedern seitens der inneren Wahrnehmung zu erfassen wäre, ob durch bloß successives Vorstellen der beiden Vorstellungen, oder, da solche erwiesener Maassen nicht genügt, in welcher Weise sonst.

Nun könnte es aber auch noch einen Ausweg zu geben scheinen, bei dem nichts Aufsergegenständliches herangezogen wird. Folgt einer Wahrnehmungsvorstellung des Gegenstandes *A* eine solche des Gegenstandes *B*, dann kann das Subject durch das Vorstellen des *A* immer derart dispositionell modificirt sein, daß diese Veränderung sich nun am Gegenstande *B* durch irgend einen gegenständlichen Zusatz geltend macht. Aehnliches könnte sich auch zutragen, wenn *A* und *B* als Gegenstände von Einbildungsvorstellungen auftreten. Auch die Anzahl der successiv

vorgestellten Gegenstände kann beliebig groß angenommen werden. Das Vorstellen des distribuirten Superius bestände dann entweder im Vorstellen dieses am Ende der Succession auftretenden Zusatzgegenstandes, oder auch im Vorstellen erst der Inferiora und dann jenes Zusatzes etwa zugleich mit dem letzten Inferius. Der Gedanke entbehrt keineswegs guter empirischer Grundlagen; und schon vorgängig ist ja kaum zu bezweifeln, daß bei succedirenden Vorstellungen der Einfluß der Antecedentien auch gegenständlich zur Geltung kommt. Gleichwohl kann der gesuchte Gegenstand höherer Ordnung darin nicht gelegen sein: denn es ist unmöglich, ein Superius vorzustellen, wenn dessen Inferiora oder auch nur einige davon nicht vorgestellt werden. Für Complexionen, die uns hier zunächst angehen, ist das besonders handgreiflich, weil die Bestandstücke hier geradezu als wesentliche Theile in das Superius eingehen. Aber auch in betreff der Relationsvorstellungen ist deren natürliche Unselbständigkeit gegenüber den Gliedvorstellungen unmittelbar einleuchtend. Ist dem aber so, dann ist ein gegenständliches Moment, das am Ende einer Succession pseudo-existirt, ohne daß die vorher vorgestellten Gegenstände mehr pseudo-existiren, in keinem Falle der Gegenstand höherer Ordnung, der diese Gegenstände zu Inferioren hat.¹

Noch weitere discutirbare Annahmen stehen, so viel ich sehe, nicht zu Gebote. Denn etwa auf die oben zunächst bloss schematisch vorgenommene Unterscheidung zwischen Actzeit und Inhaltszeit zurückzugreifen, um darauf hin zu vermuthen, die succedirenden Theilgegenstände müßten freilich simultan vorgestellt werden, dies aber könne mit Hülfe entsprechend succedirender Inhalte geschehen, — derlei bietet sich doch schon dem ersten Blick als allzu aussichtslos dar. So viel auch der Gedanke des Vorstellungsinhaltes noch an theoretischer Schärfe zu wünschen übrig lassen mag, das Eine ist klar, daß die Relation zwischen Act und Inhalt, mag man sie auch noch so

¹ Mit Recht stellt darum L. W. STERN in seiner „Psychologie der Veränderungsauffassung“ der „directen Veränderungsauffassung“ die „Uebergangszeichen“ gegenüber. Die Veränderung des *A* in *B* kann ich aus einem Zeichen erschließen, in dem vielleicht nur *B*, vielleicht auch nicht einmal dieses enthalten ist. Das Superius „Veränderung des *A* in *B*“ aber kann ich nicht vorstellen, noch weniger wahrnehmen, wenn nicht beide Inferiora mitvorgestellt, bez. mitwahrgenommen werden können.

äusserlich fassen, eine zeitliche Verschiedenheit zwischen ihren Gliedern unter keiner Bedingung gestattet: es wäre einfach absurd, einer Vorstellung, die existirt, einen Inhalt zuzuschreiben, der nicht existirt.

So muß denn die oben aufgeworfene Frage, ob zeitlich distribuirte Gegenstände als solche distribuirte Vorstellungen gestatten oder verlangen, für Gegenstände höherer Ordnung endgültig mit Nein beantwortet werden. Die entscheidenden Gründe hierfür liegen, wie wir sahen, einmal darin, daß das Superius mehr ist als das objective Collectiv der Inferiora, dann darin, daß das Superius nicht vorgestellt werden kann, ohne daß die Inferiora vorgestellt werden. Daß Act und Inhalt einer Vorstellung nicht zeitlich auseinander liegen können, braucht dann kaum noch besonders in Rücksicht gezogen zu werden. Wir gelangen damit zu dem Ergebniss, daß, was die directe Empirie in betreff der Beschaffenheit der Vorstellungen des Successiven auf den ersten Blick wahrscheinlich macht, der Wahrheit nicht gemäß ist: die Theorie hat nun zu versuchen, dem als trügend erkannten Schein nun auch eine positive Charakteristik der Sachlage gegenüber zu stellen.

Den nächsten natürlichen Anhalt für eine vorerst freilich noch recht dürftige Conception gewährt hier jenes Erfahrungsmaterial, von dem wir eben gesehen haben, daß es nicht im Sinne eines Parallelismus zwischen Gegenstandszeit und Vorstellungszeit gedeutet werden darf. Soll ich eine Melodie, die aus den Tönen *A, B, C, D* besteht, anschaulich vorstellen, so ist der natürlichste Weg hierzu das Hören der betreffenden Töne in der richtigen Aufeinanderfolge: auch das bloße Einbilden einer Melodie wird beim Einbilden der einzelnen Töne in richtiger Folge seinen natürlichen Anfang nehmen. Für Fälle dieser Art ergiebt sich nun ganz von selbst, daß die Vorstellung der Melodie der des letzten Tones keinesfalls vorangehen, wohl aber ihr nachfolgen kann. Weiter ist die schliesslich erforderliche Gleichzeitigkeit der Tonvorstellungen, die simultane Pseudo-Existenz der vorgestellten Töne, kaum anders zu Stande gekommen anzunehmen als durch entsprechende Nachdauer der betreffenden Tonvorstellungen. Diese Nachdauer aber und die durch sie zuletzt erzielte Simultaneität ist auch wieder nicht so zu denken, als ob dann am Ende alle Töne der Melodie zusammenklängen: noch weniger dürfte sich etwa ein Farbenwandel

als Mischfarbe oder gar eine räumliche Bewegung als das Unding eines sich an mehreren Orten zugleich befindlichen Dinges darstellen. Vielmehr muß an den nachdauernden Inferioravorstellungen die Zeitlage ihrer Gegenstände zu einander und eventuell auch zum Zeitpunkte des Vorstellens irgendwie zur Geltung kommen; ich stelle dann die Töne der Melodie zwar zugleich vor, doch nicht als zugleich; eventuell erscheint mir außerdem die Melodie auch noch als mehr oder weniger vergangen. In betreff der Art und Weise, wie ein solcher Erfolg erzielt zu denken wäre, habe ich bereits im Analysenartikel Einiges deutlicher zu machen versucht¹: so dürftig der Versuch ausgefallen ist, hier wäre nicht der Ort, daran zu bessern.² Denn das, worauf es hier zunächst ankommt, die unerläßliche Simultaneität der Vorstellungen successiver Inferiora, ist, wie wir sahen, durch Erwägungen gesichert, deren Stringenz durchaus unabhängig ist von dem Maasse, in dem es gelingt, sich den näheren Sachverhalt mit wünschenswerther Anschaulichkeit vorstellig zu machen.

Die bisherigen Ausführungen betrafen, wie eingangs bemerkt, Gegenstände, an deren Inferioren die (unter einander verschiedenen) Zeitbestimmungen direct als Bestandstücke dieser Inferiora betheiligt sind. Es bedarf nun keiner besonderen Begründung mehr, warum das Gesagte auch dann seine Geltung behält, wenn Umstände, die zunächst nicht innerhalb sondern außerhalb der betreffenden Inferiora liegen, die Eventualität einer bloß successiven Erfassung dieser Inferiora der Erwägung aufdrängen. Soll ich zwei Farben oder Töne vergleichen, so werde ich es in der Regel darauf anlegen, die beiden Gegenstände hinter einander zur Vorstellung zu bringen, muß sie aber darum noch gar nicht als hinter einander vorstellen, sei es, daß ich weiß, daß die betreffenden Wirklichkeiten thatsächlich simultan existiren, sei es, daß mich ihre Zeit überhaupt nicht interessirt, ihre thatsächliche Aufeinanderfolge also eine zufällige ist. Wir können kurz auch so sagen: die Gegenstandszeit der Inferiora ist hier die nämliche, falls sie nicht etwa völlig außer Betracht bleibt; aber die Vorstellungszeit der Inferiora scheint zunächst verschieden und dies legt auch hier den Gedanken nahe, in der Succession des Vorstellens der Inferiora auch das Erfassen des

¹ Vgl. *diese Zeitschr.* 6, 443 ff.

² Vgl. einstweilen HÖFLER, *Psychologie* S. 195, 355 f.

Superius für beschlossen zu halten. Nun ist aber hier das Superius nicht einmal ein distribuirter Gegenstand: die Vorstellung dieses Gegenstandes kann also hier ihrem Inhalte nach sozusagen a potiori keine distribuirte Thatsache sein. Damit ist dann aber auch ganz im Sinne des oben Dargelegten mit gewährleistet, daß zur Zeit, da das Superius vorgestellt wird, beide oder allgemein eben sämtliche Inferiora simultan vorgestellt werden müssen.

§ 20. Polemische Nachträge.

Wie man sieht, sind wir sonach doch zu eben der Position gelangt, die SCHUMANN und STERN bekämpfen. Was ich Beiden entgegenzuhalten habe, dürfte im Wesentlichen durch das Obige klar genug geworden sein, um nun nur noch einiger Nachträge zu bedürfen.

Was ich an den Darlegungen beider Autoren als eigentlichen, fundamentalen Mangel verspüre, ist dies, daß sie die oben als mehr apriorisch denn empirisch bezeichneten Erwägungen gar nicht in den Kreis ihrer Untersuchungen einbezogen haben. Daß der in der nächsten Empirie gelegene Anschein für die Simultaneitätsposition eher ungünstig als günstig ist, darüber hat sich wohl kein Vertreter dieser Position Täuschungen hingeben. Wem gleichwohl diese Position durch andere Gründe aufgezwungen ist, der bedarf einer Entkräftung dieser Gründe, nicht aber des neuerlichen Hinweises darauf, daß, sofern diese Gründe nicht berücksichtigt werden, man auch mit einfacheren Mitteln sein Auslangen finden könnte.

SCHUMANN im Besonderen concedirt die Unerläßlichkeit der Simultaneität für denjenigen, der annimmt, daß das Beurtheilte in das Urtheil „eingeschlossen“ sei.¹ Ich habe berührt, warum ich dies, das Wort „Einschluß“ ausreichend bildlich verstanden, annehmen muß. Aber ich habe bei der obigen Begründung der Simultaneitätsthese immer nur vom Vorstellen, in keiner Weise vom Urtheilen zu reden nöthig gehabt; und daß das Vorstellen seinen (pseudo-existirenden, „immanenten“) Gegenstand „einschliesse“, trivial gesagt, daß das Vorstellen nicht zu einer Zeit x , das Vorgestellte zu einer Zeit y gegeben sein könne, das scheint mir so selbstverständlich und insbesondere von jeder Urtheils-

¹ Diese Zeitschr. 17, 118.

theorie so unabhängig, daß ich die hypothetische Form jenes Zugeständnisses nicht wohl für eine wirkliche Einschränkung desselben gelten lassen kann.

Auf alle Fälle aber habe ich in betreff der positiven Seite der SCHUMANN'schen Aufstellung das schon oben Hervorgehobene zu wiederholen. „Daß Complexe von Bewusstseinszuständen nur dann ein einheitliches Ganzes bilden könnten, wenn sie simultan im Bewusstsein wären“¹, behaupte auch ich nicht. Aber ich muß überdies eben auch noch bestreiten, daß, damit ein Superius vorgestellt werde, es genüge, daß die Vorstellungen der Inferiora irgend ein Ganzes ausmachen: sie müssen viel mehr in ganz bestimmte Relation zu einander treten und demgemäß ganz bestimmte Complexionen bilden; Complexionen dieser Art verlangen aber eben Simultaneität ihrer Bestandstücke.

Nebenbei scheint es, als ob SCHUMANN an vermeintlichen Consequenzen der Simultaneitätsposition Anstoß nähme, die sie, so viel ich sehe, gar nicht hat. Daß ein Satz „nicht richtig verstanden werden könnte, wenn die einzelnen Wortvorstellungen nicht gleichzeitig im Bewusstsein wären“², wäre freilich übertrieben; aber dergleichen wird doch höchstens derjenige behaupten wollen, der meint, daß es beim Verstehen auf die Worte ankomme und nicht auf deren Sinn. Auch daß SCHUMANN unter günstigen Umständen „beim Auftauchen eines neuen Eindrucks das Nichtvorhandensein des vorangegangenen ziemlich sicher constatiren“ kann³, und gleich ihm jeder Normalsinnige in tausend Fällen des täglichen Lebens, das könnte der Simultaneitätsthese erst unter der Voraussetzung Eintrag thun, daß „gleichzeitig vorstellen“ soviel besagen soll, wie „als gleichzeitig vorstellen“ resp. beurtheilen, was aber nur so lange begegnen kann, als man Vorstellungszeit und Gegenstandszeit nicht gehörig auseinanderhält.

An L. W. STERN's Ausführungen scheint mir vor Allem trotz der Sorgfalt, die sie übrigens auszeichnet, oder vielleicht gerade wegen dieser, der Nachtheil besonders deutlich, den das unzureichende Auseinanderhalten von Vorstellungsact, -Inhalt und -Gegenstand mit sich führt. Außerdem aber dürfte für den

¹ Diese Zeitschr. 17, 121.

² A. a. O. S. 120.

³ A. a. O. S. 121.

Standpunkt, den er einnimmt, in besonderem Maße ein erkenntnistheoretisches Interesse maßgebend sein, die Angelegenheit der Zeitwahrnehmung nämlich, die er durch Annahme einer „psychischen Präsenzzeit“ sicher zu stellen versucht. „Sobald man an die Möglichkeit einer directen Wahrnehmung zeitlicher Verhältnisse . . . glaubt“, meint er¹, „kann der Bewusstseinsact, in welchem diese Wahrnehmung erfolgt, selbst nicht mehr punctuell, momentan sein“. Mit dem Verzicht auf diese Forderung aber sind „alle der Annahme einer eigentlichen Zeitwahrnehmung entgegenstehenden Schwierigkeiten beseitigt; denn sobald der Satz anerkannt ist: ‚Die innerhalb einer gewissen Zeitstrecke (der Präsenzzeit) liegenden Bewusstseinsinhalte können einen einheitlichen Bewusstseinsact bilden‘ —, bietet auch der weitere Satz zu keinen principiellen Bedenken mehr Anlaß: ‚Diese dem Bewusstseinsact objectiv zukommende Präsenzzeit nebst den in ihr enthaltenen zeitlichen Verhältnissen kann auch unmittelbar subjectiv zu einem Inhalte werden‘“. ¹

Eine ins Einzelne gehende Discussion dieser Aufstellung würde, wie vielleicht unmittelbar ersichtlich, schon im Hinblick auf das, was ich eben als terminologische Unvollkommenheit derselben bezeichnen zu müssen meinte, sich ziemlich umständlich gestalten. Auch in diesem Falle empfiehlt es sich darum, statt an die Worte sich an die völlig klaren Intentionen des Autors zu halten. Es gilt einfach, darüber ins Klare zu kommen, wie die oben vertretene Simultaneitätsthese sich zur Annahme von Zeitstreckenwahrnehmungen verhält.

§ 21. Die Wahrnehmbarkeit des Vergangenen. „Psychische Präsenzzeit“.

Act und Inhalt einer Vorstellung, so fanden wir oben, kann zeitlich nicht auseinanderliegen; die eben mitgetheilte Stelle läßt nun erkennen, daß STERN hiermit das Wahrnehmen einer Zeitstreckenthatsache für unverträglich hält. Worauf gründet sich, dies ist die nächste Frage, die Annahme einer solchen Unverträglichkeit?

Die Frage scheint leicht zu beantworten. Vorerst ist klar, daß, was oben vom Vorstellungsacte dargethan wurde, auch vom

¹ Diese Zeitschr. 13, 331.

¹ A. a. O. S. 332.

Urtheilsacte gegenüber seinem Inhalte gilt. Stelle ich nur das vor, was ich „auf einmal“ vorstelle, so urtheile ich in Wahrheit auch nur über das, worüber ich „auf einmal“ urtheile, und was vom Urtheilen im Allgemeinen gilt, gilt auch vom Wahrnehmen im Besonderen. Anerkanntermaßen aber kann man nur wahrnehmen, was ist, und nicht, was war oder sein wird: der Wahrnehmungsact scheint sonach mit dem Wahrgenommenen gleichzeitig sein zu müssen. Ist also das Wahrzunehmende eine zeitliche Streckenthatsache, so müßte auch die Wahrnehmung eine sein, näher müßte der Inhalt der Wahrnehmung parallel mit dem Wahrzunehmenden in der Zeit ablaufen. Das wäre aber eben das Gegentheil von der oben in Anspruch genommenen Indistribuirtheit des Urtheils und ist daher durch diese ausgeschlossen.

Ich habe diese Erwägungen lange für bindend und sonach die Unmöglichkeit einer wie immer gearteten Zeitwahrnehmung für erwiesen gehalten. In der That führt der Verzicht auf die Zeitstrecken - Wahrnehmung erkenntnistheoretische Schwierigkeiten, die unüberwindlich heißen müßten, nicht mit sich. Zugleich aber ist damit der Bereich der Wahrnehmungs-Erkenntniß auf den jeweiligen Gegenwärtigkeitspunkt beschränkt; und diese so oft anstandslos acceptirte Annahme verräth, wenn ich recht sehe, die Unhaltbarkeit der Position. Auch daran zweifelt ja Niemand, daß man nur wahrnehmen kann, was real ist: der Zeitpunkt aber so gut wie der Raumpunkt ist nichts als eine Grenze, also ideal. Ist also die Wahrnehmung aus sonstigen Gründen auf den Gegenwärtigkeitspunkt eingeschränkt, so ist ihr durch den letzterwähnten Umstand auch die Gegenwart entrückt; mit anderen Worten: es giebt überhaupt keine Wahrnehmung.

Vorerst könnte man es hier nun freilich zu weit gegangen finden, wenn dem Gegenwärtigkeitspunkte sozusagen die Existenzfähigkeit abgesprochen erscheint, weil es eben ein Punkt ist. Denn wenn Punkte nicht existiren können, was soll man dann etwa von der Existenz eines räumlich Ausgedehnten denken, aus dem man ja an beliebigen Stellen Punkte herausheben kann: sollte dann wohl die Existenz des Ausgedehnten an eben so vielen Stellen unterbrochen sein? Man überlege aber vor Allem, ob die Nichtexistenz des Punktes, wenn man gewiß nicht über den Punkt hinaus-, d. h. zu einer, wenn auch noch so kleinen Strecke

übergeht wirklich eine Unterbrechung in der Existenz der Strecke bedeutet. Natürlich ist dies zu verneinen; es kommt aber noch hinzu, daß oben nicht dem Punkte schlechtweg, sondern nur dem sozusagen isolirten Punkte, dem Punkte ohne Strecke die Unverträglichkeit mit der Existenz nachgesagt sein sollte. Der Punkt selbst freilich kann nicht existiren, sondern nur bestehen; aber wo der Punkt ist, kann sehr wohl etwas existiren, nur nicht beschränkt auf den Punkt. Gerade dies wäre aber beim Gegenwärtigkeitspunkte der Fall: er hängt freilich, wenn man so sagen darf, gleichfalls an einer Strecke; aber was kann dies helfen, wenn das woran er hängt, als vergangen oder künftig eben seiner Natur nach nicht existirt, sondern höchstens war oder sein wird?

Wie man sieht, ist es also gar nicht Grau in Grau gemalt, wenn einmal SCHUMANN der in Rede stehenden Auffassung die Consequenz entgegenhält: „Da die Vergangenheit nicht mehr, die Zukunft noch nicht ist, so wäre die Zeit ein Wirkliches, das aus zwei Hälften besteht, die beide nicht wirklich sind“¹). Es würde zu weit führen, wollte ich hier versuchen, Paradoxien oder auch Unverträglichkeiten dieser Art mit ausreichender Gründlichkeit bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen. Ich muß mir darum an dem einfachen Hinweise darauf genügen lassen, daß dergleichen nicht zum geringsten Theile dem aus dem Vulgärdenken in die Theorie herübergenommenen Existenzbegriffe und dem auf diesen gebauten Realitätsgedanken zur Last fällt. Wie wenig hier alles in Ordnung ist, mag ein Beispiel darthun. „Der letzte weggeschmolzene Schnee“ ist, weil etwas Vergangenes, ideal; der „goldene Berg“ ohne Zeitbestimmung ist nach gewöhnlicher Auffassung real, obwohl er nie existirt hat und nie existiren wird. Hier ist es schon auffallend unnatürlich, beide Fälle einfach unter das Schema „nicht-existirend“ zu subsumiren, noch mehr, dem, das zu keiner Zeit war oder sein wird, einen Realitätsvorzug einzuräumen gegenüber dem, was thatsächlich vorhanden gewesen ist. Die dem historischen Interesse so nahe liegende Thatsächlichkeit des Vergangenen, der eine eben solche des Künftigen zur Seite steht, fordert, wenn ich recht sehe, unweigerlich die Einbeziehung des Vergangenen und Künftigen in den Bereich des Realen. Man überwindet damit, wie näher darzulegen ich mir für eine andere Gelegenheit aufsparen muß, das un-

¹ A. a. O. S. 127.

berechtigte Eindringen eines völlig subjectiven Momentes in unseren Existenzgedanken, daß in dem Umstande hervortritt, daß jede Existenz als vergangen, gegenwärtig oder künftig determinirt sich darstellt, diese Determination aber jedesmal nichts Anderes als eine Relation zwischen Urtheilszeit und Gegenstandszeit bedeutet, die dem Wirklichen am Ende doch gerade so zufällig sein muß, wie es für dasselbe zufällig ist, ob es und wann es von irgend Jemandem erkannt wird.

Kann es also in Wahrheit der Realität eines Wirklichen nichts abtragen, ob und wann ein erkennendes Subject sich damit beschäftigt, so entfällt damit auch der auf den Realitätsgedanken gegründete principielle Ausschluss des Vergangenen aus dem Gebiete des Wahrnehmbaren. Ist damit aber auch jeder Grund, Wahrnehmung auf Gegenwärtiges einzuschränken, behoben? Man scheint manchmal eine Schwierigkeit darin zu finden¹, daß dem Erkennen die Fähigkeit zugeschrieben werde, Vergangenes sei es überhaupt, oder doch wenigstens unmittelbar zu erfassen. Allein Ersteres wird durch jedes Vergangenheitswissen, Letzteres im Besonderen durch die Functionen des Gedächtnisses entkräftet, und auf den von mir erbrachten Beweis für die eigenartige unmittelbare Evidenz der Gedächtnisurtheile² muß ich hier ausdrücklich Bezug nehmen, weil sich von diesen ein ganz natürlicher Uebergang zu den Wahrnehmungsurtheilen darzubieten scheint. Gedächtnisurtheile sind von Natur ungewiß, sie sind in diesem Sinne Vermuthungen. Aber ihre Zuversicht wächst im Allgemeinen mit der Abnahme der Distanz zwischen Urtheilszeit und Gegenstandszeit. Nullwerth kann diese Distanz, wie wir sahen, nicht annehmen, sofern es sich um zeitlich distribuirte Gegenstände handelt. Könnte sie das, dann hätte die gegen die absolute Gewißheit limitirende Ungewißheit der Gedächtnisurtheile diese Grenze wirklich erreicht, und man hätte den Idealfall jener absoluten Gewißheit vor sich, die die Erkenntnistheorie für Wahrnehmungsurtheile, genauer für die Urtheile innerer Wahrnehmung in Anspruch nimmt. Ist nun aber dieses Ideal nicht nur praktisch sondern auch begrifflich unerfüllbar, warum könnte man nicht das, was diesem Ideal an Erreichbarem zunächst steht, also die für alle

¹ Vgl. z. B. STRONG in „*Psychological Review*“, 3, 156.

² „Zur erkenntnistheoretischen Würdigung des Gedächtnisses“ in der *Vierteljahrsschrift f. wissenschaftliche Philosophie* (1886), 7 ff.

praktischen Bedürfnisse immer noch ausreichend gewissen und sicheren Gedächtnisurtheile über die der Urtheilszeit unmittelbar vorangehende, ausreichend kurz bemessene Spanne Zeit als Wahrnehmungsurtheile bezeichnen?

Ehe man sich entschließt, sich in dieser Weise zu bescheiden, ist noch auf eine Classe von Gegenständen bedacht zu nehmen, bei denen die obigen Schwierigkeiten dem Zustandekommen eines Wahrnehmungsurtheils im strengen Sinne unter günstigen Umständen nicht im Wege zu stehen scheinen: ich meine die zeitlich indistribuirten Gegenstände. Gesetzt, ich sehe ein Buch, das vor mir liegt, oder höre einen anhaltenden Ton, oder bin mir eines Gefühles bewußt, das eine Weile andauert. Ohne übrigens der äußeren Wahrnehmung die Dignität der inneren zuschreiben zu wollen, darf man sagen, daß Beispiele dieser Art alle darin übereinstimmen, daß hier alle Zeitschwierigkeiten zu entfallen scheinen, falls man nicht etwa die Dauer des betreffenden Gegenstandes mit in das Wahrnehmungsurtheil einzubeziehen versucht. Dem natürlich eine Zeitstrecke einnehmenden Urtheilsacte steht ein gleichfalls constanter Inhalt zu Gebote. Was mit Hülfe dieses Inhaltes erkannt wird, ist zunächst nicht etwa ein constanter Gegenstand als solcher, es ist vielmehr constant derselbe Gegenstand. Thatsächlich ist aber der erkannte Gegenstand constant; und sofern, wie anzunehmen doch kaum entbehrlich sein wird, das Wahrgenommene die Wahrnehmung entweder hervorruft oder doch bedingt, ist dafür gesorgt, daß Wahrnehmung und Wahrgenommenes zeitlich (mehr oder weniger genau) zusammenfällt und so die Wahrnehmung im Rechte bleibt.

Gleichwohl wird man sich nun aber einer Täuschung darüber auf die Dauer nicht hingeben können, daß man es hier zwar mit einer praktisch günstigeren, theoretisch aber doch keineswegs eigenartigen Sachlage zu thun hat. Ist wie eben wieder berührt, der zeitlich indistribuirte Gegenstand als solcher constant (also von einem zeitlich distribuirten unveränderten Gegenstande wie etwa der Ruhe nur dadurch verschieden, daß diese Constanz außer Betracht bleibt), so gilt am Ende doch auch für ihn wie für jeden zeitlich distribuirten Gegenstand, daß zwei Strecken, die als Ganze zusammenfallen, es niemals ihren sämtlichen Theilen nach anders als paarweise können und daß bei völlig genauer Betrachtung die zusammenfallenden Paare gar nicht Strecken- sondern nur Punktpaare sind. Gelangt also günstigsten

Falles der wahrgenommene Gegenstand mit dem Wahrnehmungsurtheil im Ganzen wirklich zeitlich zur Deckung, so doch niemals allen seinen Theilen, ja überhaupt keiner Zeitstrecke nach. Erfasst also das Urtheil den zeitlich ausgedehnten Gegenstand, so gilt für jeden aus der Zeitdauer dieses Urtheils herausgegriffenen Punkt, daß das Urtheil auf Vergangenes oder wohl auch Künftiges, aber durchaus nicht oder höchstens einem verschwindenden Antheile nach auf ein mit dem Urtheile Gleichzeitiges, in diesem Sinne also Gegenwärtiges geht.

So steht man denn, soweit ich sehe, unvermeidlich vor dem Dilemma: entweder es giebt überhaupt kein Wahrnehmen, oder man muß auf die Forderung der Gleichzeitigkeit der Wahrnehmung mit dem Wahrgenommenen verzichten. Ersteres aber könnte nur dann annehmbar erscheinen, wenn letzterer Verzicht die sonst als Wahrnehmungen anerkannten Thatbestände um jede Eigenartigkeit gegenüber anderen Urtheilen brächte. Dem ist aber keineswegs so. Für die naive Betrachtungsweise, der der Wahrnehmungsgedanke ja jedenfalls zunächst entstammt, ist die fragliche Gleichzeitigkeit sicher kein primäres, sondern nur ein consecutives Moment, dem die Voraussetzung zu Grunde liegt, daß die Wahrnehmung die Wirklichkeit, auf die sie geht, zur Ursache oder doch Bedingung habe. Diese Abhängigkeit aber, wenn causal, gestattet streng genommen die Gleichzeitigkeit gar nicht; wenn condicional, verlangt sie sie zum Mindesten nicht, da das Abhängigkeitsverhältniß wieder nur die bis auf die Punkte zu restringirenden Theile paarweise, nicht aber die beiden Ganzen betrifft. Dem Verlaufe der Wirklichkeit concomitirt mehr oder minder genau die Wahrnehmungsvorstellung von dieser Wirklichkeit ihren Bestandstücken nach, constant oder sich verändernd, je nachdem die Wirklichkeit dem Typus der Ruhe oder dem der Bewegung folgt. Bei jedem Punkte dieser gegenständlichen Linie hebt das „Zurücksinken“ des in jenem Punkte gegebenen Gegenstandes in die subjective Vergangenheit¹ an: bei jedem Punkte setzt zugleich ein Urtheil ein, dessen Gewissheitsgrad mit jenem Zurücksinken wohl in functionellem Zusammenhange stehen wird. Im Ganzen ergiebt dies natürlich nicht etwa eine unendlich große Anzahl solcher Anschlußurtheile, sondern ein einziges, wie auch immer complexes Urtheil mit

¹ Vgl. die schon erwähnten Ausführungen im Analysenartikel S. 443 ff.

stetig wachsendem Gegenstande, falls sich die wahrgenommene Wirklichkeit stetig verändert hat, — eines mit unverändertem Gegenstande bei unveränderter Wirklichkeit. So hat man hier im Ganzen einen Vorstellungs- und Urtheilsthatbestand vor sich, der immerhin um einiges verwickelter sein mag, als man von den Thatbeständen des Wahrnehmens erwarten möchte, die man sich stets für besonders einfach zu halten gewöhnt hat. Aber es liegt eine ausreichend präzise Charakterisirtheit vor, um darauf hin der hergebrachten Unterscheidung des Thatsachenwissens in das von der gegenwärtigen und der nicht-gegenwärtigen Wirklichkeit immer noch statt zu geben.

Kurz also: die Wahrnehmung hängt nicht an der Gleichzeitigkeit mit dem Wahrgenommenen und wird darum auch nicht durch die Forderung der Gleichzeitigkeit zwischen Urtheilsact und Urtheilsinhalt bedroht. Kann ich sonach in diesem Punkte der Position W. STERN's nicht beipflichten, so schlagen die eben angestellten Erwägungen im Wesentlichen doch weit mehr zu Gunsten als zu Ungunsten dessen aus, was STERN, wie bereits bemerkt, durch Aufstellung des Begriffes der „psychischen Präsenzzeit“ leisten will. Zuletzt ist es ihm ja doch darum zu thun, die Wahrnehmbarkeit der Bewegung oder sonstiger Veränderung gegenüber einseitigem Hervorheben des Erfordernisses der Gleichzeitigkeit zu vertreten: wir aber haben gefunden, daß er damit ganz im Rechte ist. Kann ich sonach auch Vergangenes wahrnehmen, so offenbar nicht über jede Grenze hinaus, und es ist ganz passend, die Zeit, innerhalb deren ich dies kann, in besonderem Sinne als gegenwärtig, als „Präsenzzeit“ zu bezeichnen. Sie mit Hülfe des Einheitsgedankens zu definiren¹, halte ich dann freilich wieder aus bereits angegebenen² Gründen für unthunlich: psychische Thatsachen, näher Inhalte können sich sicher in vielerlei Weisen zu Einheiten zusammenschließen, d. h. vielerlei Complexionen ausmachen, ohne daß Wahrnehmung daran betheiligt wäre. Dennoch ist in diesem Hinweis auf die Einheitlichkeit des Gegenwärtigen jedenfalls ein für dieses wesentlicher Punkt getroffen. Sehe ich von einem Aussichtspunkte aus einen Eisenbahnzug die Landschaft durchqueren, so nenne ich dessen Bewegung gegenwärtig, vielleicht auch noch, wenn die

¹ „Ueber psychische Präsenzzeit“ a. a. O. S. 327.

² Vgl. oben S. 231.

Zeit, während der ich ihn verfolgen kann, nicht ganz kurz ist. Den Pfiff der Locomotive und einen auf diesen folgenden Vogelruf werde ich nicht leicht auf einmal für gegenwärtig erklären, auch wenn der Pfiff nach dem Beginne, der Ruf vor dem Ende der von mir „gesehenen“ Bewegung zu hören war. Es wird eben nicht leicht einen Gesichtspunkt geben, unter dem sich Pfiff und Ruf für mich zu Einem Ganzen vereinigt.

Zusammenfassend kann man also etwa sagen: Nimmt man STERN's Ausführungen bei den Worten, so muß man ihnen entgegenhalten, daß darin dem Principe der Gleichzeitigkeit von Wahrnehmung und Wahrgenommenem das Princip der Gleichzeitigkeit von Wahrnehmungsact und -Inhalt und das daraus resultirende Princip der Simultaneität sämmtlicher zum nämlichen Act gehöriger Inhalte geopfert ist, indes der Conflict durch Aufgeben des ersten Principes zu lösen gewesen wäre. Hält man sich dagegen an die Sache und die Meinung des Autors, so darf man es diesem nur Dank wissen, daß er einer, wie ich wenigstens an mir selbst erfahren habe, sehr verlockenden Scheinconsequenz des zweiten, an sich zu Recht bestehenden Gleichzeitigkeitsprincipes nachdrücklich entgegentritt und damit der Wahrnehmung ihr gutes Recht wahrt. Kann man einen Ton, eine Farbe wahrnehmen, so auch eine Melodie oder eine Bewegung, soweit sie sich innerhalb der Grenzen der „Präsenzzeit“ abspielt, — natürlich Melodie wie Bewegung nur ihren Bestandstücken nach, indes die auf diese gegründete, durch sie fundirte Idealcomplexion (zunächst eigentlich Idealrelation) streng genommen so wenig wahrgenommen werden als existiren kann.¹ Immerhin hält man es meist nicht so streng: nimmt man aber keinen Anstoß daran, das Intervall gleichzeitiger Töne zu „hören“, bei dem es meiner Meinung nach gewiß nicht nur auf die Verschmelzung d. h. auf eine Realrelation hinauskommt, so ist auch gegen das „Hören“ der Melodie selbst ohne Einschränkung auf die Bestandstücke nichts einzuwenden.

Daß dieser Auffassung gegenüber der Gegensatz zwischen Wahrnehmungs- und Gedächtnißwissen viel von seiner anscheinenden Schärfe einbüßt, ist nicht zu leugnen: aber die Wirklichkeit zeigt auch sonst mehr fließende Grenzen als dem Theoretiker lieb sein kann. Vollends den Bereich dessen, was

¹. Vgl. oben S. 200.

man seit S. EXNER oft „primäres Gedächtniß“ genannt hat, von dem deutlich zu sondern, was in die „Präsenzzeit“ fällt, möchte, falls ich mit den obigen Ausführungen im Rechte bin, doch weniger Aussicht auf Erfolg haben, als auch W. STERN meint.¹

Dafs zur Bezeichnung fließend abgegrenzter Thatsachen auch Wörter mit fließend begrenzter Anwendungssphäre erforderlich sind, versteht sich: darum ist es auch ganz am Platze, mit SCHUMANN und STERN auf den Vulgärsinn des Wortes „Gegenwart“ zurückzugreifen. Nur bleibt daneben die Conception des Gegenwärtigkeitspunktes nicht minder in ihrem Rechte; und wer, indem er den Gegensatz von Gegenwärtig und Vergangenes in diesem zweiten Sinne faßt, sich vor die Frage gestellt findet, ob man Vergangenes wahrnehmen könne, wird dem Obigen gemäß vor dem Paradoxon nicht zurückschrecken dürfen, die Frage zu bejahen. Er wird sogar die Paradoxie noch bis zu der Behauptung steigern müssen, dafs im Grunde Vergangenes das einzig Wahrnehmbare sei.

§. 22. Schlußbemerkungen: das Hauptergebnis.

Ich komme zum Ausgangspunkt der dem Vorstellen von zeitlich distribuirten Gegenständen gewidmeten Untersuchungen zurück. Es wird also dabei bleiben müssen, dafs, wer die Melodie vorstellen will, zugleich die sämtlichen Töne vorstellen muß, die sie ausmachen, — allgemeiner: dafs, um ein Superius von zeitlich verschiedenen Inferioren vorzustellen, diese Inferioren simultan vorzustellen sind. Zugleich damit erhält nun aber auch der Umstand seine Bedeutung¹, der anerkanntermaafsen die eigentliche Wurzel der Gegnerschaft gegen die Simultaneitätsposition ausmacht: das eigenthümliche Verhalten der inneren Wahrnehmung zu den im Obigen unerläßlich gefundenen Inferioren. Für den Hauptvorwurf der gegenwärtigen Darlegungen, dem im Besonderen deren zweiter Abschnitt gewidmet war, hat das die nicht wohl zu verkennende Bedeutung, dafs die innere Wahrnehmung sogar Gegenständen gegenüber, denen eine in ihrer Natur gelegene Wahrnehmungsflüchtigkeit keineswegs nachzusagen ist, unter Umständen ganz regelmäfsig den Dienst versagt.

Ich habe den im dritten Abschnitte eingeschlagenen Weg zu diesem Ergebnisse gewählt, weil sich auf demselben einerseits

¹ Vgl. diese Zeitschr. 13, 338 ff.

die Gegenstände höherer Ordnung zugleich von einer charakteristischen Seite zeigen, andererseits, weil dadurch einiger Einblick in das Wesen des Wahrnehmens ganz im Allgemeinen zu gewinnen war. Uebrigens aber fehlt es auch sonst keineswegs an Zeugnissen dafür, daß man durchaus nicht nur dort von der inneren Wahrnehmung im Stiche gelassen wird, wo es sich um Gegenstände höherer Ordnung handelt. Zum Belege diene hier etwa der kurze Hinweis auf die vielen Fälle, wo wir gehörte Worte verstehen, ohne daß die directe Wahrnehmung uns viel mehr als den Wortklang als „gegeben“ zu verrathen vermag. Deutlicher noch als einzelne Wörter zeugen Sätze, namentlich längere. Die übertriebenen Forderungen, die SCHUMANN in dieser Sache dem Vertreter der von ihm bekämpften Ansicht beimißt, sind oben¹ bereits abgelehnt worden: nicht sämtliche Wörter des Satzes müssen gegenwärtig bleiben, wohl aber sämtliche Vorstellungsbestandstücke, aus denen sich der meist recht complexe Sinn der betreffenden Rede zusammensetzt. Und noch deutlicher als einzelne Sätze sind Satzfolgen, in denen Syllogismen oder gar Schlussketten zum Ausdrucke gelangen, gleichviel, ob dabei die in der Logik accreditirten „Formen“ gewahrt sind oder nicht. Von Alters her setzt man der unmittelbaren Evidenz mancher Urtheile die mittelbare Evidenz anderer entgegen: was sollte man sich aber zuletzt unter dieser mittelbaren Evidenz denken, wenn nicht eine Evidenz, die ein Urtheil aus einem oder mehreren anderen Urtheilen schöpft? Und wie liesse sich aus den Prämissen — unter ausreichend günstigen Umständen — Evidenz für die Conclusio schöpfen, wenn die Quelle für die Evidenz der Prämissen, die diesen zu Grunde liegenden Vorstellungen resp. deren Gegenstände, beim Fällen der Conclusio nicht mehr „gegeben“ wären? Dennoch sind für die innere Wahrnehmung Vorstellungen, wie Gegenstände, soweit sie nicht auch an der Conclusio theilhaftig sind, in der Regel entschwunden, und die ganze für alle Erkenntniß so fundamentale Thatsache der Evidenzvermittlung bleibt jedem Verständniß entrückt, bis man sich entschließt, die Lücken, welche das Material innerer Wahrnehmung aufweist, mit Hülfe theoretischer Construction zu ergänzen.

Es ist nun freilich nicht zu verkennen, daß dies und Aehn-

¹ Vgl. S. 257.

liches weder unter allen Umständen gleiche Beweis-, noch für alle Untersuchenden gleiche Ueberzeugungskraft haben wird. Ohne Zweifel zeigt sich vor Allem die innere Wahrnehmung unter besonderen Umständen einmal auch besonders leistungsfähig und läßt dann z. B. auch die Fortdauer von Vorstellungen während einer längeren gehörten Rede deutlich erkennen. Wenn man etwa zum Zwecke einer wichtigen Verrichtung eine Anweisung erhält, namentlich wenn durch eine Beschreibung klar gemacht werden soll, was vielleicht natürlicher durch eine Zeichnung verständlich zu machen wäre, da kann man zuweilen recht wohl beobachten, daß man ein Stück nach dem anderen, wie es die Folge der Wörter oder Sätze bietet, festhält, um dann Alles zu der erforderlichen Complexion zusammenzufügen. Ferner werden gewiß auch in dieser Sache subjective Verschiedenheiten nicht fehlen: directe Zeugnisse, wie SCHUMANN deren kurz ablehnt¹, werden mindestens nicht ohne Weiteres zur Seite zu schieben sein. Von zwei Beobachtern hat ja *ceteris paribus* immer der das Präjudiz für sich, der noch sieht, wo der Andere nicht mehr sieht. Endlich hat dort, wo die directe Empirie versagt, die Vorliebe vieler Forscher, Physisches, genauer Physiologisches statt des Psychischen zu interpoliren, immer einen gewissen Spielraum, wenn dieser auch, wo es sich einmal um Evidenz und insbesondere um Nothwendigkeit handelt, meines Erachtens immer eine unüberschreitbare Grenze findet. Mögen aber auch sonach manche Erwägungen und Erfahrungen nachträglich wieder gleichsam zu Gunsten der inneren Wahrnehmung ausschlagen, es werden Instanzen genug übrig bleiben, welche die aus den Untersuchungen des dritten Abschnittes gewonnene Erkenntniß noch bekräftigen, daß auch dort, wo eine an der Natur der Gegenstände gesetzmäßig hängende Wahrnehmungsflüchtigkeit nicht vorliegt, Thatbestände, die unter gewissen Umständen der inneren Wahrnehmung sehr wohl zugänglich sind, unter anderen Umständen sich dem Kenntnißbereiche dieser Wahrnehmung entziehen.

Inzwischen möchte ich durch mein Verweilen bei Thatsachen, für deren Würdigung TH. LIPPS mit so verdienstvollem Nachdrucke eingetreten ist, nicht nachträglich den Schein erwecken, als hätten die Gegenstände höherer Ordnung im Allgemeinen

¹ Diese Zeitschr. 17, 120, 121

und die fundirten Gegenstände im Besonderen sozusagen das Licht directer Empirie zu scheuen. Vielmehr war es in erster Linie das Absehen der gegenwärtigen Ausführungen, insbesondere des zweiten Abschnittes derselben, darzuthun, daß die durch sie vertretene Theorie allen an eine solche beim gegenwärtigen Stande unseres Wissens zu stellenden billigen Ansprüchen Genüge leistet. Man darf eben nur an die Beschaffenheit dieser Empirie selbst nicht übertriebene Anforderungen stellen, zu denen nicht in letzter Linie das Verlangen zu zählen wäre, die Daten dieser Erfahrung müßten jedesmal so handgreiflich sein, daß sie sich in jedem Falle mühelos auch dem ungeübten, am Ende wohl gar widerwilligen Beobachter aufzwingen.

Näher aber möchten die im zweiten Abschnitte niedergelegten Hauptuntersuchungen dargethan haben, daß der Versuch, die Existenz von (fundirten) Gegenständen höherer Ordnung im Hinblick auf das angeblich versagende Zeugniß innerer Wahrnehmung zu bestreiten, bereits ad absurdum geführt wird durch die Menge und Beschaffenheit der Thatfachen, deren Existenz auf ganz der nämlichen Grundlage in Abrede zu stellen wäre, da dem fraglichen Gesichtspunkte zugleich ungefähr alle psychischen Erlebnisse, höchstens etwa mit Ausschuß einiger besonders aufdringlicher Gefühle, zum Opfer fallen müßten. Die Natur des Irrthums aber, der zu so unannehmbaren Consequenzen führt, besteht dann darin, daß der Gegner der Gegenstände höherer Ordnung, man darf wohl sagen, dem Zeugnisse des naiven Menschenverstandes zum Trotz, für unwahrgenommen und daher (wegen Nicht-Existenz) für unwahrnehmbar hält, was genauer besehen nur wahrnehmungsflüchtig ist.

Ob es mir gelungen ist, dieses Ergebniss derart sicher zu stellen, um auch den Gegner zu überzeugen? Es hiefse die Hindernisse, die einer Verständigung in solchen Dingen trotz redlichsten Willens der Betheiligten im Wege stehen, gar sehr unterschätzen, wenn ich eines solchen Erfolges auch nur mit einiger Zuversicht gewärtig wäre. Aber eben im Hinblick auf jene Hindernisse möchten die vorliegenden Ausführungen ihren Zweck erreicht haben, wenn durch sie dargethan ist, daß diejenigen, die bisher durch Conception und Ausgestaltung der Theorie der Gegenstände höherer Ordnung die Psychologie und Erkenntnistheorie zu fördern bemüht waren, durch die ihnen bisher entgegengehaltenen Einwendungen noch nicht das Recht

verloren haben, ihren Weg in der eingeschlagenen Richtung fortzusetzen. Zur Charakteristik von Weg und Ziel aber mögen denen, die daran im Sinne sei es der Zustimmung, sei es der Ablehnung Interesse nehmen, am Schlusse dieser Darlegungen noch ein paar Worte nicht unwillkommen sein.

Einerseits muß einbekannt werden, daß die Hoffnungen, die das Beschreiten dieses Weges begleitet haben, keine ganz bescheidenen gewesen sind. Fast alles wissenschaftliche Thun hebt mit Analyse des Gegebenen an: darum ist, und dies mit Recht, auch die wissenschaftliche Psychologie zunächst analytische Psychologie gewesen und wird niemals aufhören, auch analytische Psychologie zu sein. Zu je besseren Erfolgen aber die Analyse führte, um so näher lag es, zu übersehen, daß diese neben Gewinn auch Verlust, oder doch die Gefahr eines Verlustes mit sich führt. Schon die Alltagserfahrung belehrt darüber, um wie viel leichter es zu sein pflegt, auseinander zu nehmen als zusammenzusetzen. Nun ist das Analysiren des Psychologen freilich kein Auseinandernehmen im gewöhnlichen Sinne: giebt es aber im Psychischen Thatsächlichkeiten, die gleichsam über den Elementen oder Schein-elementen stehen, auf welche die Analyse führt, dann werden diese Thatsächlichkeiten entweder durch die Analyse zerstört oder sie bleiben mindestens, weil analytischer Behandlung im gewöhnlichen Sinne selbst nicht zugänglich, unbeachtet. Für den Stand des theoretischen Wissens über psychische Thatsachen mußte der eine und der andere Effect die nämliche Bedeutung haben: vom Nichtsehen und Uebersehen zum Ignoriren ist zudem nur ein Schritt, und durch diesen Schritt hat sich der psychologische „Empirismus“ trotz der Unanfechtbarkeit seiner methodologischen Grundlagen sicher oft genug denen gegenüber ins Unrecht gesetzt, denen vielleicht minder entwickeltes analytisches Interesse es leichter machte, an den vor der Analyse sich geltend machenden Thatsächlichkeiten festzuhalten. Aber empiristischen Einseitigkeiten war am Ende doch nicht anders als empirisch beizukommen; wir kennen ja nur Eine Erkenntnisquelle für das Thatsachenwissen: die Erfahrung. Das nun zu erfassen, natürlich eben empirisch zu erfassen, — das zu bearbeiten, und zwar womöglich experimentell zu bearbeiten, wovon der ältere Empirismus nichts wissen konnte oder wollte, indes es gleichwohl zu den wichtigsten Thatsächlichkeiten des psychischen Lebens gehört, darin liegt, wie kaum von irgend

einer Seite bestritten werden wird, wenn nicht die so doch jedenfalls eine Hauptaufgabe der modernen Psychologie. Die That-
sachen aber, um die es sich da zunächst handelt, sind in erster
Linie eigenartig charakterisirte Gedanken, und die Gegen-
stände, in denen diese Charakterisirtheit zunächst beschlossen
ist, umfaßt, wenn ich recht sehe, zwanglos der Begriff der Gegen-
stände höherer Ordnung. Von ihnen steht dann wieder
eine Hauptclasse, die ich „fundirte Gegenstände“ genannt habe,
nicht nur den Interessen der Psychologie besonders nahe, sondern
sie tritt dadurch, daß den Vorstellungen von diesen Gegen-
ständen zumeist eine ganz fundamentale Bedeutung als Erkennt-
nismittel zukommt, zugleich in das Centrum der Erkenntnis-
theorie. Den Versuch, dies darzuthun, muß ich freilich einer
anderen Gelegenheit vorbehalten¹: wo aber von den Hoffnungen
die Rede ist, welche die Vertretung und den Ausbau der neuen
Theorie begleiten, kann doch nicht unerwähnt bleiben, daß es
nicht zuletzt erkenntnistheoretische Bedürfnisse waren, aus denen
die Theorie erwachsen ist und daß diese zugleich ein Versuch
sein möchte, der Erkenntnistheorie neue oder doch unter neuen
Gesichtspunkten sich darstellende That sachengrundlagen zu ge-
winnen.

Andererseits möchte ich nun aber doch auch nicht den
Schein aufkommen lassen, als wäre mein gutes Zutrauen auf
Gegenstände höherer Ordnung im Allgemeinen und fundirte
Gegenstände im Besonderen so groß, daß ich in den neu ge-
bildeten Ausdrücken Zauberformeln gefunden zu haben meinte
zur Lösung aller Grundprobleme der Psychologie und Erkennt-
nistheorie, — oder daß ich geneigt wäre, in den an diese Termini
derzeit sich knüpfenden Conceptionen für irgend ein beliebig
eng abzugrenzendes That sachegebiet „der Weisheit letzten
Schluß“ zu erblicken. Ich meine ganz im Gegentheil, daß,
was in dieser Sache bisher vorliegt, nichts weiter als ein erster
Anfang ist, nicht mehr bedeutet als ein paar unsichere Schritte

¹ Zu vorläufiger Illustration sei auf die oben S. 203 f. berührte Stellung
der Fundirung zum Gegensatze von „intellectus“ und „sensus“ zurück-
verwiesen, den man ja jederzeit zunächst erkenntnistheoretisch genommen
hat. Insbesondere wäre, das Verhältniß der „Fundirungsgegenstände“ zu
den „Erfahrungsgegenständen“ mit dem des KANT'schen Apriori und
Aposteriori in Verbindung zu bringen, schwerlich das Gewaltsamste, was
an KANT-Interpretationen bereits geleistet worden ist.

in einer Richtung, von der sich einstweilen kaum mehr sagen läßt, als daß sie mindestens nicht nur nach seitwärts, sondern jedenfalls auch nach vorwärts weist. Immerhin habe ich den neuen Weg bereits ein Stück weiter verfolgt, als die bisherigen Publicationen ersehen lassen: ich weiß insbesondere, daß dieser Weg auf eine Fülle neuer Fragestellungen führt und damit der monographischen Detailforschung unerschöpfliche Gebiete zu erschließen verspricht. Aber es wird hier so wenig wie allenthalben sonst fehlen können, daß im Fortgange der Einzelarbeit, die auch hier das entscheidende Wort zu sprechen hat, neues Licht auf deren Ausgangspunkte fallen, und daß in diesem Lichte dann besten Falles roh und unbeholfen erscheinen wird, was die ganze einer ersten Conception verfügbare Leistungskraft in Anspruch nahm. Und daß es an solcher Voraussicht nicht fehlt, mag insbesondere den Gegnern dieser Conceptionen nicht ganz unwissenswerth sein; liegt darin doch die Gewähr für sie, daß diejenigen, deren Zusammenarbeiten diese Conceptionen zunächst entsprungen sind, für jeden Einwurf dankbar bleiben werden, aus dem sie Anregung oder Belehrung schöpfen können. Vorerst aber soll es mir persönlich zur besonderen Befriedigung gereichen, wenn der Autor, dessen Polemik den Anlaß zu den vorstehenden Untersuchungen abgegeben hat, ihnen die Ueberzeugung entnimmt, daß sein Eintreten in die Controverse kein erfolgloses Bemühen war.

(Eingegangen am 6. Juni 1899.)
